Allein purer Neid erfaßt mich, wenn ich an Herrn Starhemberg denke, mit dem jener nun doch, wenngleicht nicht voll und ganz, zu Gericht geht. Aber ich bin Optimist, und ich meine, daß ich es vielleicht auch noch so weit bringe, wenn ich mir hiemit die Anwürfe zu eigen mache, naturgemäß soweit sie nicht wirklich rein formaler Natur sind, dafür ohne jeden Vorbehalt die Bezeichnung »Johannes der Täuscher«. Für diesen Anwurf wäre ich zu einem umfassenden Wahrheitsbeweis erbötig, auf Grund einer Erfahrung, mit der ich freilich nichts vor irgendeinem öffentlichen Menschen im In- oder Ausland voraushabe, der von Schober jemals im Leben ein Versprechen empfangen hat, wie zum Beispiel der französische oder der tschechoslowakische Gesandte. Sollte es mir wieder einmal nicht gelingen, weil ja die praktischen Erfolge mir immer von anderen weggeschnappt werden, so bin ich bereit, da es sich doch nicht um die Sache des Herrn Starhemberg handelt, sondern um die freilich kaum durchführbare Reinigung unseres politischen Lebens, wenn schon nicht als Angeklagter, so doch als Zeuge meine Pflicht zu erfüllen. Denn:

Ich kann wahrlich von mir sagen, daß ich mein ganzes Leben lang nichts als meine Pflicht getan habe, weil dies und nichts anderes meine Pflicht ist, und zwar nach den Motiven Üb' immer Treu und Radetzkymarsch: — —

Nachschrift

Schobers Anwalt hat, wie Prozeß und Urteil dartun, nicht auf der einen Seite Hoffnung und auf der andern Furcht genährt, sondern beide Seiten scheinen einander entgegengekommen zu sein. Zweihundert Schilling Geldstrafe sind entschieden weniger als sechzig Millionen, ja sogar, selbst für Linzer Ansprüche, dürftiger als der Betrag, mit dem die Wiener Justiz die Ehre des Mitarbeiters einer sozialdemokratischen und eines schwerindustriellen Zeitung taxiert hat, und noch geringfügigere Fälle zu taxieren pflegt, Aber in dem Krupnikpreis scheint eben die Unterlassung des Wahrheitsbeweises einkalkuliert zu sein. Schober hatte es leicht, über den Vorwurf, als »Verräter« gehandelt zu haben, zur Tagesordnung zu schreiten, denn Herr Starhemberg, der gleichfalls fand, daß es sich um politische Differenzen handle, die »im Gerichtssaal nicht auszutragen sind«, folgte ihm willig dahin. Es war, als ob die Verbindung, deren er ihn beschuldigt hatte, im Gerichtssaal nicht so sehr bewiesen als dargetan werden sollte. Er verzichtete auf die Führung eines Wahrheitsbeweises und ermöglichte so das juridische Absurdum, daß der Richter nicht

nur die Schimpfwörter, die im Zusammenhang einer Anführung ~~von~~ ehrenrühriger Tatsachen eben keine »Beschimpfungen« sind, für strafbar erklärte, sondern auch die Bezeichnung »Johannes der Täuscher« — »schon mit Rücksicht auf das Wortspiel« — für eine Verspottung, »für die ein Wahrheitsbeweis nicht zugelassen werden könnte, selbst wenn er angeboten worden wäre«. Welch ein Nonsens, da die »Verspottung«, der, soweit sie den Kläger trifft, ~~ein tatsächlicher Inhalt~~ ob nun beweisbar oder nicht, zugrundegelegt war, als solche höchstens von der Staatsanwaltschaft wegen eines etwaigen blasphemischen Momentes unter Anklage gestellt werden könnte. Wenn ich behaupten will, daß Johannes getäuscht habe — und ich will es behaupten —, so habe ich in Linz nicht das Recht, diese Behauptung als Wortspiel zu formulieren. Aber vielleicht in Wien? Nach höchstrichterlicher und höchst richtiger Entscheidung darf man einem, dem man Lumpereien nachsagt, sogar mit dem Schimpfwort »Lump« belegen. Nun mag Herr Starhemberg bis zu welchem Grade er will einsehen, daß er in diesem Punkt bloß »geschimpft« habe. Daß er aber mit der überaus glücklichen Formulierung »Johannes der Täuscher« — die geradezu in den Büchmann aufgenommen zu werden verdient — einen bestimmten Sachverhalt behaupten wollte, wird er kaum zu leugnen ~~versuchen~~ Die Gründe, die ihn selbst ~~in diesem Punkt~~ zu einem Verzicht auf die Führung des Wahrheitsbeweises bewogen haben, scheinen tatsächlich dem Gebiet einer Politik zuzugehören, die einem Gerichtsverfahren besser ausweicht. Ich, der solchen Interessen und Erwägungen fern steht, übernehme hiemit, aus allgemein moralischen wie aus rechtswissenschaftlichen Gründen, die Bezeichnung »Johannes der Täuscher«, auf die der Autor so großmütig verzichtet hat, zitiere statt Rückert Starhemberg, und fordere Schober wieder einmal zu etwas auf: zu einem Schritt, der vielleicht doch jenen anderen nach sich ziehen könnte, durch den wenn er mir seinerzeit gefolgt hätte, dem Staate ein Unglück erspart worden wäre, das ~~seinen~~ Dimensionen Hohn spricht. Der Sachverhalt des Verrates an der Heimwehr würde mich bei der Führung des Wahrheitsbeweises, den jedes Gericht, dem man ihn anbietet, zulassen muß, wenig interessieren, wiewohl ich Herrn Starhemberg keineswegs garantieren könnte, daß ich auf sein Wissen so freimütig verzichten würde, wie er auf das meine, und daß er als Zeuge nicht in die Lage käme, politische ~~Auseinandersetzungen vor Gericht zu führen~~ wobei ich natürlich keine Unklarheit darüber aufkommen ließe, daß ~~bei~~ der Verrat an der Heimwehr zwar Aufschluß über den einstigen Treuhänder gibt, doch sonst keinerlei Emotion verursacht. Aber mir würde, falls jener erklären sollte, daß er nicht in der Lage sei, dem Johannes auch nur die geringste Täuschung zum Vorwurf zu machen, mein eigenes »Abenteuer mit Schober« voll und ganz genügen.

Notizen, Briefe, Glossen

Mittlerer Konzerthaussaal, 13. November ~~1931~~, 3/4 8 Uhr:

600. Vorlesung

I. Worte in Versen (Übertragung durch Radio Wien): Zum ewigen Frieden / Vor einem Springbrunnen / Todesfurcht / Jugend / Das Kind / An meinen Drucker / Wiedersehn mit Schmetterlingen / Der Reim / Leben ohne Eitelkeit / Der Grund / Radio / Die Raben.

II. Der Traum ein Wiener Leben (1910). — Ein Zitat aus Belloc. — Vorrede. Das Schoberlied. — Das Ehrenkreuz (1909). — Bunte Begebenheiten. — Kinder als Zeitungsleser. — Ein Zitat aus Baudelaire. — Das Lied von der Presse. — Reklamefahrten zur Hölle (November 1921).

Auf dem Programm:

Die Feier des 600. Abends würde nach dem Sinn des Vortragenden erst erfolgen, wenn er zum 601., dem seines geliebten Vert-Vert, ein ebenso vollzähliges Auditorium versammelt sähe. Sie wäre die Teilnahme an einer Zeitflucht, die die wahre und letzte Beziehung zu der verpesteten Gegenwart bedeutet; sie wäre die Anerkennung der eigeneren Schriften des Autors und des Ranges, den der Vortragende des Theaters der Dichtung sich selbst streitig macht. Hingegen sei man endlich mit ihm überein, daß sich der Triumph der Dummheit und der Lumperei, denen wir alle mit Haut und Haar geopfert sind, nicht mehr bestreiten, sondern nur noch besingen läßt.

Nebst Bücheranzeigen eine Statistik der Vorlesungen, entsprechend der zur 500., u. a.:

Von den 600 Vorlesungen haben 351 in Wien, 249 außerhalb Wiens stattgefunden; die außerhalb Wiens in Berlin (97), Prag (46), Hamburg (10), München (10), Paris (10), Brünn (8), Mährisch-Ostrau (7), Breslau (6), Teplitz-Schönau (6), Dresden (4), Graz (4), Innsbruck (4), Zürich (4), Karlsbad (3), Bielitz (2), Budapest (2), Czernowitz (2), Frankfurt a. M. (2), Neustrelitz (2), Preßburg (2), Triest (2), Aachen, Aussig, Bodenbach, Dortmund, Dzieditz, Essen, Gablonz, Hagen, Heidelberg, Königsberg, Linz, Mannheim, Pilsen, Pola, Salzburg, Troppau. — —

An 256 Abenden wurden eigene Schriften, an 127 Abenden teils eigene, teils fremde, an 217 Abenden ausschließlich fremde Schriften gelesen. — —

Zum Schluß die Notiz:

Der Verlag der Fackel übernimmt Spenden für die notleidende Familie Frank Wedekinds, der das Honorar für die heutige Radioübertragung zugewendet wird.

*

~~Wien, Mittlerer Konzerthaussaal~~, 29. November, 1/4 8 Uhr.

Zum 1. Mal

Vert-Vert

Komische Oper in drei Akten von Jacques Offenbach

Neuer Text (nach Henry Meilhac und Charles Nuitter) von Karl Kraus

Musikalische Einrichtung und Begleitung: Franz Mittler

Personen:

Mademoiselle Paturelle, stellvertretende Direktrice eines Pensionats	Mlle.	Révilly	Frau Schäfer
Valentin, ihr Neffe, später unter dem Namen Vert-Vert	Mr.	Capoul	Frl. M. Wagner
~~Mademoiselle Paturelle, stellvertretende Direktrice eines Pensionats~~	~~Mlle.~~	~~Révilly~~	~~Frau Schäfer~~
~~Valentin, ihr Neffe, später unter dem Namen Vert-Vert~~	~~Mr.~~	~~Capoul~~	~~Frl. M. Wagner~~
Mimi, Pensionärinnen	Mlles.	Cico	„ Meyerhoff
Bathilde, Pensionärinnen		Moisset	„ Löscner
Emma, Pensionärinnen		Tual	„ Hoppé
Baladon, Tanzmeister	MM.	Couderc	Hr. Blasel
Binet, Gärtner		Sainte-Foy	„ Matras
Graf Gaston d'Arlange, Dragoneroffiziere		Gaillard	„ Eppich
Chevalier de Bergerac, Dragoneroffiziere		Potel	„ Karutz
Friquet, ein junger Dragoner		Leroy	„ Wüst
Corilla, Sängerin	Mlle.	Girard	Frl. Stauber
Bellecour, Sänger	MM.	Ponchard	Hr. Knaack
Maniquet, Theaterdirektor		Bernard	„ Röhring
Ein Regisseur			„ Braunmüller
Pacot, ein Landmann			„ Mahr
Schwester Veronica			Frau Hopp
Mariette, Magd im Gasthofe	Mlle.	Coralie	Frl. R. Wagner
Zwei unbewegliche Diener			

Pensionärinnen, Dragoner, Schauspieler und Schauspielerinnen, Wirtsleute, Kellner und Mägde

Die Handlung des ersten und des dritten Aktes spielt im Klostergarten des adeligen Damenstiftes von St. Remis, die des zweiten Aktes im Saal des Gasthofes zum goldenen Löwen in Nevers.

Zeit: die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Allein purer Neid erfaßt mich, wenn ich an Herrn Starhemberg denke, mit dem jener nun doch, wenngleicht nicht voll und ganz, zu Gericht geht. Aber ich bin Optimist, und ich meine, daß ich es vielleicht auch noch so weit bringe, wenn ich mir hiemit die Anwürfe zu eigen mache, naturgemäß soweit sie nicht wirklich rein formaler Natur sind, dafür ohne jeden Vorbehalt die Bezeichnung »Johannes der Täuscher«. Für diesen Anwurf wäre ich zu einem umfassenden Wahrheitsbeweis erbötig, auf Grund einer Erfahrung, mit der ich freilich nichts vor irgendeinem öffentlichen Menschen im In- oder Ausland voraushabe, der von Schober jemals im Leben ein Versprechen empfangen hat, wie zum Beispiel der französische oder der tschechoslowakische Gesandte. Sollte es mir wieder einmal nicht gelingen, weil ja die praktischen Erfolge mir immer von anderen weggeschnappt werden, so bin ich bereit, da es sich doch nicht um die Sache des Herrn Starhemberg handelt, sondern um die freilich kaum durchführbare Reinigung unseres politischen Lebens, wenn schon nicht als Angeklagter, so doch als Zeuge meine Pflicht zu erfüllen. Denn:

Ich kann wahrlich von mir sagen, daß ich mein ganzes Leben lang nichts als meine Pflicht getan habe, weil dies und nichts anderes meine Pflicht ist, und zwar nach den Motiven Üb' immer Treu und Radetzkymarsch: — —

Nachschrift

Schobers Anwalt hat, wie Prozeß und Urteil dartun, nicht auf der einen Seite Hoffnung und auf der andern Furcht gewährt, sondern beide scheinen einander entgegengekommen zu sein. Zweihundert Schilling Geldstrafe sind entschieden weniger als sechzig Millionen, ja sogar, selbst für Linzer Ansprüche, ~~geringer~~ als der Betrag, mit der ~~von der~~ Wiener Justiz die Ehre des Mitarbeiters einer sozialdemokratischen und einer schwerindustriellen Zeitung taxiert hat, und noch geringfügigere Fälle zu taxieren pflegt. Aber in dem Krupnikpreis scheint eben die Unterlassung des Wahrheitsbeweises einkalkuliert zu sein. Schober hatte es leicht, über den Vorwurf, als »Verräter« gehandelt zu haben, zur Tagesordnung zu schreiten, denn Herr Starhemberg, der gleichfalls fand, daß es sich um politische ~~Differenzen~~ handle, die im Gerichtssaal nicht auszutragen seien, folgte ihm willig dahin. Er verzichtete auf die Führung eines Wahrheitsbeweises und ermöglichte so das juridische Absurdum, daß der Richter nicht nur die Schimpfwörter, die im Zusammenhang einer Anführung

von ehrenrührigen Tatsachen keine »Beschimpfungen« sind, für strafbar erklärte, sondern auch die Bezeichnung »Johannes der Täuscher« — »schon mit Rücksicht auf das Wortspiel« —/eine Verspottung, »für die ein Wahrheitsbeweis nicht zugelassen werden könnte, selbst wenn er angeboten worden wäre«. Welch ein Nonsens, da die »Verspottung«, der, soweit sie den Kläger trifft, ein tatsächlicher Inhalt, ob nun beweisbar oder nicht, zugrundeliegt, als solche höchstens von der Staatsanwaltschaft wegen eines etwaigen blasphemischen Momentes unter Anklage gestellt werden könnte. Wenn ich behaupten will, daß Johannes getäuscht habe — und ich will es behaupten —, so habe ich in Linz nicht das Recht, diese Behauptung als Wortspiel zu formulieren. Aber vielleicht in Wien? Nach höchstrichtterlicher und höchst richtiger Entscheidung darf man einem, dem ich Lumpereien nachweisen will, sogar mit dem Schimpfwort »Lump« belegen. Nun mag Herr Starhemberg bis zu welchem Grade er will einsehen, daß er in diesem Punkt bloß geschimpft habe. Daß er aber mit der überaus glücklichen Formulierung »Johannes der Täuscher« — die geradezu in den Büchmann aufgenommen zu werden verdient — einen bestimmten Sachverhalt beweisen wollte, wird er kaum zu leugnen versuchen. Die Gründe, die ihn selbst in diesem Punkt zu einem Verzicht auf die Führung des Wahrheitsbeweises bewogen haben, scheinen tatsächlich dem Gebiet einer Politik zuzugehören, die einem Gerichtsverfahren besser ausweicht. Ich, der solchen Interessen und Erwägungen fern steht, übernehme hiemit, aus allgemein moralischen wie/rechtswissenschaftlichen Gründen, die Bezeichnung »Johannes der Täuscher«, auf die der Autor so großmütig verzichtet hat, und fordere Herrn Schober wieder einmal zu etwas auf, zu einem Schritt, der vielleicht doch jenen anderen nach sich ziehen könnte, der wenn er mir seinerzeit gefolgt wäre, dem Staate ein Unglück erspart hätte, das seinen Dimensionen Hohn spricht. Der Sachverhalt des Verrates an der Heimwehr würde mich bei der Führung des Wahrheitsbeweises, den jedes Gericht, dem man ihn anbietet, zulassen muß, wenig interessieren, wiewohl ich Herrn Starhemberg keineswegs garantieren könnte, daß ich auf sein Wissen so freimütig verzichten würde, wie er auf das meine, und daß er als Zeuge nicht in die Lage käme, politische Differenzen vor Gericht zu erörtern, wobei ich natürlich keine Unklarheit darüber aufkommen ließe, daß mir der Verrat an der Heimwehr zwar Aufschluß über den einstigen Treuhänder gibt, doch sonst keine Emotion verursacht. Aber mir würde, falls jener erklären sollte, daß er nicht in der Lage sei, dem Johannes auch nur die geringste Täuschung zum Vorwurf zu machen, mein eigenes »Abenteuer mit Schober« voll und ganz genügen.

Notizen, Briefe, Glossen

Mittlerer Konzerthaussaal, 13. November, 3/4 8 Uhr:

600. Vorlesung

I. Worte in Versen (Übertragung durch Radio Wien): Zum ewigen Frieden / Vor einem Springbrunnen / Todesfurcht / Jugend / Das Kind / An meinen Drucker / Wiedersehn mit Schmetterlingen / Der Reim / Leben ohne Eitelkeit / Der Grund / Radio / Die Raben.

II. Der Traum ein Wiener Leben (1910). — Ein Zitat aus Belloc. — Vorrede. Das Schoberlied. — Das Ehrenkreuz (1909). — Bunte Begebenheiten. — Kinder als Zeitungsleser. — Ein Zitat aus Baudelaire. — Das Lied von der Presse. — Reklamefahrten zur Hölle (November 1921).

Auf dem Programm:

Die Feier des 600. Abends würde nach dem Sinn des Vortragenden erst erfolgen, wenn er zum 601., dem seines geliebten Vert-Vert, ein ebenso vollzähliges Auditorium versammelt sähe. Sie wäre die Teilnahme an einer Zeitflucht, die die wahre und letzte Beziehung zu der verpesteten Gegenwart bedeutet; sie wäre die Anerkennung der eigeneren Schriften des Autors und des Ranges, den der Vortragende des Theaters der Dichtung sich selbst streitig macht. Hingegen sei man endlich mit ihm überein, daß sich der Triumph der Dummheit und der Lumperei, denen wir alle mit Haut und Haar geopfert sind, nicht mehr bestreiten, sondern nur noch besingen läßt.

Nebst Bücheranzeigen eine Statistik der Vorlesungen, entsprechend der zur 500., u. a.:

Von den 600 Vorlesungen haben 351 in Wien, 249 außerhalb Wiens stattgefunden; die außerhalb Wiens in Berlin (97), Prag (46), Hamburg (10), München (10), Paris (10), Brünn (8), Mährisch-Ostrau (7), Breslau (6), Teplitz-Schönau (6), Dresden (4), Graz (4), Innsbruck (4), Zürich (4), Karlsbad (3), Bielitz (2), Budapest (2), Czernowitz (2), Frankfurt a. M. (2), Neustrelitz (2), Preßburg (2), Triest (2), Aachen, Aussig, Bodenbach, Dortmund, Dzieditz, Essen, Gablonz, Hagen, Heidelberg, Königsberg, Linz, Mannheim, Pilsen, Pola, Salzburg, Troppau. — —

An 256 Abenden wurden eigene Schriften, an 127 Abenden teils eigene, teils fremde, an 217 Abenden ausschließlich fremde Schriften gelesen. — —

Zum Schluß die Notiz:

Der Verlag der Fackel übernimmt Spenden für die notleidende Familie Frank Wedekinds, der das Honorar für die heutige Radioübertragung zugewendet wird.

*

Ebenda, 29. November, 1/48 Uhr

Zum 1. Mal

Vert-Vert

Komische Oper in drei Akten von Jacques Offenbach

Neuer Text (nach Henry Meilhac und Charles Nuitter) von Karl Kraus

Musikalische Einrichtung und Begleitung: Franz Mittler

Personen:

Mademoiselle Paturelle, stellvertretende Direktrice eines Pensionats	Mlle.	Révilly	Frau Schäfer
Valentin, ihr Neffe, später unter dem Namen Vert-Vert	Mr.	Capoul	Frl. M. Wagner
Mimi, Bathilde, Emma (Pensionärinnen)	Mlles.	Cico	„ Meyerhoff
		Moisset	„ Lösener
		Tual	„ Hoppé
Baladon, Tanzmeister	MM.	Couderc	Hr. Blasel
Binet, Gärtner		Sainte-Foy	„ Matras
Graf Gaston d'Arlange, Chevalier de Bergerac (Dragoneroffiziere)		Gaillard	„ Eppich
		Potel	„ Karutz
Friquet, ein junger Dragoner		Leroy	„ Wüst
Corilla, Sängerin	Mlle.	Girard	Frl. Stauber
Bellecour, Sänger	MM.	Ponchard	Hr. Knaack
Maniquet, Theaterdirektor		Bernard	„ Röhring
Ein Regisseur			„ Braunmüller
Pacot, ein Landmann			„ Mahr
Schwester Veronica			Frau Hopp
Mariette, Magd im Gasthofe . . .	Mlle.	Coralie	Frl. R. Wagner
Zwei unbewegliche Diener			

Pensionärinnen, Dragoner, Schauspieler und Schauspielerinnen, Wirtsleute, Kellner und Mägde

Die Handlung des ersten und des dritten Aktes spielt im Klostergarten des adeligen Damenstiftes von Saint-Remis, die des zweiten Aktes im Saal des Gasthofes zum goldenen Löwen in Nevers.

Zeit: die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Zeitstrophen zu dem Garnison-Couplet im zweiten Akt.

/ d. Corilla

Auf dem Programm:

In Paris zum erstenmal aufgeführt in der Opéra-Comique am 10. März 1869, in Wien im Carl-Theater am 3. Februar 1870 (deutsch von Julius Hopp mit dem Titel »Kakadu«, unter persönlicher Leitung des Komponisten; auf dem Wiener Theaterzettel stehen noch: »Amanda, Cico, Coralie, Blanche, Schauspielerinnen« [die Damen, Bach, Kannet, Rosé und Walter] und »Prasenil, Schauspieler« [Hr. Gämmerler], Figuren, die in dem Wiener Text [bei Bote & Bock, Berlin] nicht vorkommen).

Vom alten Buch, welches, verglichen mit anderen Hopp'schen Übersetzungen wie insbesondere der der »Prinzessin von Trapezunt«, eine beträchtliche Leere und Schablonenhaftigkeit aufweist, aber gleichwohl, dank den großen Darstellern, den Triumph des Musikwerkes nicht verringern konnte, war auch nicht ein Satz, vor allem kein Vers verwendbar. Die neue Fassung stellt — gleich der der Madame l'Archiduc und der Perichole — eine vollkommen neue Übersetzung und Bearbeitung vor: diese in dem Sinn einer sprachlichen Auffüllung, die die echt theatermäßige Grundlage des musikalischen Zaubers unangetastet läßt. Wenn bei deutschen Lesern — auch bei jenen, die auf die »eigenen Schriften« des Bearbeiters und Vortragenden erpicht sind — wirkliches Interesse für die Begebenheiten innerhalb der Sprache vorhanden wäre, so könnte es für sie nichts Spannenderes geben als (im Vergleich gerade dieser Verdeutschung mit dem französischen Original und insbesondere mit der alten Übersetzung) den Abenteuern nachzuspüren, die da im Bann dreifacher sprachlicher Bindung: durch den Vers, durch die Übersetzung und durch den Zwang der Musik, zu bezwingen waren. Annähernd die Summe dessen, was Dichter, Rezensenten, Dramaturgen und Regisseure heute nicht wissen und nicht ahnen, ist hier, bloß im Dienst musikdramatischer Wirkung, in der Inszenierung des Wortes, so ziemlich an jedem einzelnen Vers geleistet. Das ist aus dem Grunde bei weitem nicht so großsprecherisch als es klingt, weil es, abgesehen von der Beweisbarkeit, nur den Wert der Leistung, nicht des Werkes betont, welches ja, losgelöst von der Musik, gar nicht in Betracht zu kommen hat. Doch wäre wohl alle Bemühung vergeblich, Verständnis für Sprachwerte anzusprechen, die keinem un-

mittelbar sozialen Zweck unterstellt sind und erst in jener Entfernung von dem Begriff eines »Zeittheaters« erfaßbar, in der alles wahrhaft Geistige Raum hat. Ein Dutzend Bände Sprachlehre könnte mit der Nachweisung dieser Werte gefüllt werden, nicht ohne das Ergebnis, daß die Lehre ganz wie das Beispiel für den Zeitverstand vergeudet wäre, dem am wenigsten der Glaube imponiert, daß die Erfassung des Sprachwesens es ist, was irgendeinmal allen Zeitstoff entbehrlich oder überwindlich macht. (Gleichwohl könnte es nichts Antiquierteres geben als die Ideologie, die jener mit der Vorstellung des »Dichtens« mitschleppt. Nicht Schwärmen ist es, sondern Schmieden; genug des Feuers in dem Tun, dem der Prometheus der »Pandora« das Wort anschmiedet: »Geschwungne Hämmer dichten, Zange fasset klug«. Welch eine Metapher dieses Dichtmachen, im Vergleich mit dem Treiben solcher, die »bewegtem Rauchgebilde nach, mit trunknem Blick« sich stürzen. »Wildstarre Felsen« — der Sprache — widerstehn jenen keineswegs.) Doch welches Dichten — *poiein*, machen — wäre denkbar, das dem Sprachwesen so nahe kommt wie eines, das, freilich unter dem Zauberstab dieser Musik, den Spuren einer völlig zeitfremden Liebeshandlung zu folgen hat! Das schon geschriebene Liebesgedicht des Grafen d'Arlange zu schreiben, bis zu jener Unvollkommenheit, die der Musik die Erfüllung gewährt — darin ist manches Liebesgeheimnis der Sprache aufgeschlossen, deren Verbindung mit dem Ton in ihrer unerschöpflichen Bereitschaft beruht. Die Vertonung des fertigen Sprachkunstwerks stellt ein Nebeneinander zweier Welten her bis zur Zerstörung beider. Das wahre Ineinander ist das Ergebnis der Eindichtung des Wortes in die Musik, die bei einem Tondramatiker wie Offenbach durch den Text verbessert oder verschlechtert werden kann. Der Versuch eines Sprachdilettanten, sie ihrem psychischen Milieu zu entreißen, hat bei der Helena-Schändung durch Herrn Reinhardt dazu geführt, daß ein Musikkenner, der eben kein Offenbachkenner war, eines der aufgepfropften Zitate für ein Original von Korngold hielt (ganz wie in Wien die Perichole-Arie mit einem Greueltext nach Pauspertl klang). Wer Offenbach textlich verhunzt, verhunzt ihn musikalisch, selbst wenn er keinen Takt verändert. Was zu tun bleibt, ist: ihn dort, wo der alte Text nicht schon mit der Musik unlösbar vermählt ist — also in den ba-

rühmten Stellen von »Helena«, »Orpheus«, »Blaubart«, »Pariser Leben« u. a. —, besser übersetzen. Der Handlungswert ist gleichgültig; sprachlich verdichtet, sind alle diese Szenarien Spielraum der Dinge, die uns nichts und alles angehen, Gelegenheiten des ewigen Theaters, das jenseits jeder Zeitforderung spielt und mit allem Spott, den seine Musik hat, ihrer spottet. »Vert-Vert«, mit den uns nichts angehenden Dingen, die sich zwischen Pensionärinnen, Dragonern und Komödianten begeben, erscheint dem Übersetzer als der Gipfel der Naturschönheiten dieser musikalischen Märchenlandschaft. Vorläufig wenigstens; denn hier kommt immer etwas Besseres nach.

Die äußeren Schwierigkeiten einer Beschaffung des Materials waren geringer als die bei »Perichole«, aber noch groß genug. Der verkürzte deutsche Klavierauszug entbehrt etlicher schönen Teile, die der aufgefundene (damals vergriffene) französische Klavierauszug enthält. Aus diesem war wieder die musikalische Bedeckung für musikdramatisch wichtige Verse des gedruckten französischen Textes (bei Michel Lévy Frères) herzustellen; der Einrichter der Musik hat sich dieser Arbeit mit der denkbar größten Offenbachtreue unterzogen. Der schwächliche Hopp'sche Text, nach dem der verdünnte deutsche Klavierauszug gearbeitet ist, läßt vor allem die musikdramatisch wichtigste Stelle des Schlußaktes vermissen, wo die herbeigerufene Mimi die Ausrede für ihre Entfernung vorbringt und den Verweis der Vorsteherin bekommt. Der Übersetzer ersetzt diese unentbehrliche Partie, ohne die der Schlußakt in die kahle Realität versinkt, durch ein paar Prosasätze, die mit ihrer Leere verlängernd wirken und sich als aufgegebenen Versuch, als Beweis, daß jener die schwierige Versnachbildung nicht durchführen konnte, verraten, in dem Rudiment: »Wo waren Sie? Was machen Sie? Man vermißt Sie schon seit heute früh!« Sie hat erotische Gespräche belauscht:

C'était charmant!
Je ne connais rien vraiment
De plus amusant!
Les gais discours!
On redit là tous les jours
Propos d'amours.
usw.

Man würde keine andere Betonung für möglich halten. Doch auch:

Versez! amis! Versez! toujours!
Ce vin béni par les amours!

Das erfordert zwei deutsche Fassungen:

Schenkt ein, ihr Freunde, schenkt doch ein!
Wir weihn dem Liebesgott den Wein!

Aber für die andere Stelle geht natürlich nicht:

Schenkt ein, ihr Freunde, schenkt doch ein!
Wir weihn dem Liebesgott den Wein!

(Es wäre die Girardische Mundart.) Sondern:

Freunde, laßt von Bacchus' Reben
Auch den Gott der Liebe leben!

In der Hopp'schen Sprachregion sind solche Divergenzen leichter bereinigt.

Die Brüchigkeit und Schalheit der Verdeutschung durch einen sonst tüchtigen Theaterhandwerker konnte freilich dem blendenden Erfolg des »Kakadu« keinen Eintrag tun. Hanslick lobt jene und preist die Musik, mit der apodiktischen Banalität, die sich sonst mit Offenbach, wie zum Beispiel bei »Blaubart« und den »Briganten«, so blamiert hat, in einem Feuilleton (Neue Freie Presse, 6. Febr. 1870):

Aus den theatralischen Ereignissen dieser Woche sticht der entschiedene Erfolg von Offenbach's komischer Oper »Vert-Vert« hervor, die unter dem Titel »Kakadu« im Carltheater zum erstenmale gegeben wurde. — — Es gleicht einem Wunder, daß dieser fruchtbarste aller modernen Opern-Componisten noch nicht erschöpft ist. Eine Fülle lieblicher und pikanter Melodien strömt ihm zu; daß eine und die andere davon Offenbachsche Familien-Ähnlichkeit aufweist, ist bei solcher Productivität unausweichlich. Genug, daß »Vert-Vert« zu den gelungensten Arbeiten Offenbach's zählt und überdies das Gepräge einer sorgfältigeren Ausarbeitung trägt. Diese größere Sorgfalt des Componisten äußert sich fürs erste in dem getreuen, oft sehr fein empfundenen Anschmiegen der Melodie an das Wort*) und die Situation, sodann in der Delicatesse der Instrumentierung. Wie reizend ist z. B. die Begleitung der Barcarole im zweiten Acte, wie ungezwungen zugleich und characteristisch! Außer dieser Barcarole (wohl der hübschesten Nummer) enthält die Oper noch mehrere Gesangsstücke

*) Das trifft umgekehrt, wenngleich nicht durchaus, für das französische Original zu. Aber der Hopp'sche Text schmiegt sich der Musik ganz äußerlich an, und diese hat ihm natürlich kein Zugeständnis gemacht.

14

— 13 —

Die erste Aufführung des erneuerten Vert-Vert findet im Januar, unter der Wortregie des Bearbeiters, im Berliner Rundfunk statt. Jede Inszenierung Offenbachs, die die Formen seiner musikalischen Welt unangetastet läßt, werde als Protest gegen die epochale Schändung der »Helena« durch Herrn Reinhardt angesehen. So verbrieft schon das Recht des Bearbeiters, der bloß ein Finder und Erhalter ist, auch sein mag: immer den letzten Fund für den besten zu halten, so glaubhaft sei doch versichert, daß er rückblickend die Werte unterscheidet und Vert-Vert an die Seite der ihm musikalisch am nächsten und höchsten stehenden Madame l'Archiduc stellt, ja selbst dieser noch als ein Beispiel vorzieht, wie sich Sprache mit Musik verbindet.

Auf der vierten Seite des Programms:

Die Erneuerung Offenbachs durch Karl Kraus

(Aus ‚Theaterwelt' der Programmschrift der Städtischen Bühnen in Düsseldorf zur dortigen Erstaufführung der »Perichole«)

Es ist durchaus begreiflich, daß eine Zeit, die so wenig geistige Gehalte zu produzieren vermag und so entschlossen ist, die wenigen, die sie besitzt, durch Mißhandlung zu beschädigen oder durch Verachtung zu unterdrücken, wie die gegenwärtige, sich aus einem unzerstörbaren Drang nach solchen Gestalten in umso stärkerem Maß den Geisteswerten der Vergangenheit zuwendet. Während diese im Bezirk des ernsten Theaters schon seit je gepflegt wurden, beobachtet man neuerdings eine stets wachsende »Renaissance« alter Werke der sogenannten »leichten« dramatischen Literatur. Aber selbst diese höheren Werte werden der Gegenwart erst zugänglich gemacht, nachdem sie auf dem Weg der »Bearbeitung«, wie man das nennt, auf das Niveau des Unwertes heruntergebracht worden sind. Darum sehen wir heute eine beträchtliche Anzahl von Literaten und Musikern am Werk, mehr oder minder bedeutende Operetten und andere »leichte« Theaterstücke einer glücklicheren Epoche dem angeblichen Konsumbedürfnis eines erst durch die Tätigkeit jener Menschen herabgekommenen Publikums anzupassen. Mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis wird aus den Meisterwerken verlorener Zeiten alles entfernt, was ihre Distanz von der Welt ihrer Verderber beweisen könnte, und durch den faulen Zauber, das öde Hokuspokus des eben von den »Bearbeitern« inaugurierten Revuehumbugs ersetzt, wobei diese dem selbst für sie nicht zerstörbaren Kern des begnadeten Urbildes mit Recht mehr vertrauen als der humorlosen Aufmachung, mit der sie ihn garnieren. Daß das Ganze dann von den Urhebern des Unfugs als dringend notwendige Veredlung des von ihnen zuerst heruntergewirtschafteten Genres ausgegeben wird, ist die unfreiwillige Pointe in diesem komplizierten, von dummen Teufeln inszenierten Quiproquo.

Geradezu kriminell ist es aber, wenn, wie es mitunter selbst an Stellen geschieht, denen eine bessere Einsicht in diese Sachverhalte zugetraut werden muß, die Erneuerung der Offenbachschen Meisterwerke durch Karl Kraus mit jenen Versuchen einer durch Talentlosigkeit zum Mangel verurteilten, tantiemelüsternen Erwerbslosenclique in einem Atem genannt wird. Ganz abgesehen davon, daß er diese Tätigkeit zu einer Zeit begann, als jene noch fröhlich ihre eigenen Mistbeete bebauten, und daß er ihnen, ungenannt und unbedankt, gegen seinen Willen den Weg zur Plünderung der alten Pracht wies, ist es jedem Kenner seines Werkes klar, aus wie anders beschaffenen Motiven er zur Befassung mit dem Oeuvre Offenbachs gelangte.

Hier vollzieht sich ganz konsequent die Erlösung des Satirikers von der lustvollen Plage, die ihm sein unerschöpflicher Stoff bereitet. Nachdem ihm viele Jahre lang das Werk des in so vieler Hinsicht kongenialen Nestroy Folie, Bestätigung, Stütze und Hilfe in seinem Kampf mit den Gespenstern der Gegenwart gewesen war, gelangt er nun, mit Offenbach, in jene Region, wo sich die bitteren Kontraste im Spiel vertragen. Die alte, zauberhafte Musik läßt mit ihrem unausdenkbaren Reichtum an Gestalten, bei tiefster Einfachheit ihrer Grundtatsachen, eine immer wachsende Oase in dem sich stets verdüsternden Kampfgefilde dieser Zeiten entstehen. Hier darf sich viel ungestraft Holdes begeben, was außerhalb dieser Welt heute nicht gedacht, gesagt, getan werden kann, weil der unaufhörliche Mißton der Zeit als Echo nur das Hohngelächter des Spötters duldet. Diese Haltung begründet den Verzicht auf jede materielle, grobschlächtige Aktualisierung der alten Texte bei Kraus, im Gegensatz zu den landläufigen tölpelhaften Anzüglichkeiten anderer Bearbeiter, die nur von Dickhäutern für geistreich gehalten werden können. Daß uns die Figuren Offenbachs in der Krausschen Erneuerung dennoch ganz nahe kommen, liegt an ihrer inneren Aktualität: wie alle richtigen Theaterpersonen stellen sie unveränderliche Typen menschlichen Verhaltens dar, in zahllosen Abwandlungen und Ausprägungen, und bedürfen darum keiner konkreten Bezüglichkeit, um Leben zu gewinnen. Mit seiner ganzen leidenschaftlichen Liebe zur Wahrheit und Schönheit des menschlichen Herzens, mit der ganzen fanatischen Unerbittlichkeit seines Künstlertums versenkt sich Kraus in die unscheinbaren Texte, die beim ersten Anblick, insbesondere aber in den meisten zeitgenössischen Übersetzungen ins Deutsche bestenfalls wie harmlose Schablonenware liebenswürdiger Konfektionäre anmuten, und es ist erstaunlich, ja unglaublich, wie unter seinen Händen plötzlich die dichterische Substanz des Urbildes aufleuchtet und, von seiner liebenden Sprachgewalt geadelt, einen nie geahnten Glanz ausstrahlt. Dabei geht er mit peinlicher Akribie nicht nur dem Gedanken des Urtextes nach und enthält sich, soweit es nur angeht, jeder sogenannten »Freiheit« der Übersetzung, sondern sucht auch stets die der musikalischen Diktion am klarsten adäquate sprachliche Wendung. So gelingt es ihm, während jene Verderber alter Kostbarkeiten schließlich doch nur den Abgrund immer deutlicher machen, weil sich das Geistesgut der Vergangenheit zu seiner Verkleisterung

»Perichole« wurde auf der Städtischen Bühne in Düsseldorf — Dirigent Jascha Horenstein, Inszenierung W. B. Iltz — am 30. Oktober zum ersten Male aufgeführt.

Komödienhaus, Leipzig

2. Vorstellung des Arbeiter-Theaters

7. November 8½ Uhr

Die Unüberwindlichen

Nachkriegsdrama in 4 Akten von

Karl Kraus

In Szene gesetzt von Lotte Franck-Witt unter Mitwirkung von Karl Kraus.
Bühnenbilder: B. F. Dolbin-Berlin. — Projektion: Nina Tokumbet.
Musikalische Einstudierung: Herm. Heyer.

I. Akt: Die von der Pfeife.

Barkassy, Herausgeber der Pfeife . . . . . Peter Ihle (als Gast)
Fallotai, Redaktionssekretär . . . . . Hans Öhler
Schufterle, Mitarbeiter . . . . . Werner Schreck
Ein Redaktionsdiener . . . . . Fritz Sommerlad
Chor der Redakteure

II. Akt: Die Diesbezüglichen.

Wacker, Polizeipräsident . . . . . Kurt Meister
Veichen, Hofrat . . . . . Herbert Pohl
Hinsichtl, Rücksichtl, Konzeptsbeamte . . . . . Herbert Fink / Karl Weidner
Der Präsidialist . . . . . Werner Schreck
Ein Dienstmädchen . . . . . Annedore Zimmermann
Arkus, Herausgeber des Pfeil . . . . . Hans Berger
Barkassy . . . . . Peter Ihle

nicht mißbrauchen, sondern nur seine Tiefe erkennen läßt, uns mit einem Schlag die unversehrte Zauberwelt einer gnadenvollen Theaterepoche zu zeigen, deren Vorhandensein in diesen Zeitläuften ein unerwartetes Geschenk ist und ein hilfreicher Trost für alle »Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist«.

Ernst Křenek

»Perichole« wurde auf der Städtischen Bühne in Düsseldorf — Dirigent Jascha Horenstein, Inszenierung W. B. Iltz — am 30. Oktober zum ersten Male aufgeführt.

Komödienhaus, Leipzig

2. Vorstellung des Arbeiter-Theaters

7. November 8½ Uhr

Die Unüberwindlichen

Nachkriegsdrama in 4 Akten von

Karl Kraus

In Szene gesetzt von Lotte Franck-Witt unter Mitwirkung von Karl Kraus.
Bühnenbilder: B. F. Dolbin-Berlin. — Projektion: Nina Tokumbet.
Musikalische Einstudierung: Herm. Heyer.

I. Akt: Die von der Pfeife.

Barkassy, Herausgeber der Pfeife	Peter Ihle (als Gast)
Fallotai, Redaktionssekretär	Hans Öhler
Schufterle, Mitarbeiter	Werner Schreck
Ein Redaktionsdiener	Fritz Sommerlad
Chor der Redakteure	

II. Akt: Die Diesbezüglichen.

Wacker, Polizeipräsident	Kurt Meister
Veichen, Hofrat	Herbert Pohl
Hinsichtl, Konzeptsbeamte	Herbert Fink
Rücksichtl, Konzeptsbeamte	Karl Weidner
Der Präsidialist	Werner Schreck
Ein Dienstmädchen	Annedore Zimmermann
Arkus, Herausgeber des Pfeil	Hans Berger
Barkassy	Peter Ihle

III. Akt: Pariser Leben.

Camillioni	Joseph Firmans
Die Sekretärin	Hertha Schreiber
Der Sekretär	Theodor Zschiedrich
Der Kammerdiener	Fritz Sommerlad
Ein Zimmerkellner	Werner Ebert
Ein Bilderagent	Werner Schreck
Ein Antiquitätenhändler	Johannes Foerster
Ein Friseur	Hans Öhler
Eine Manicure	Sidy Bienenstock
Ein Groom	Thea Jahns
Barkassy	Peter Ihle

IV. Akt: Stille Nacht, heilige Nacht.

Wacker	Kurt Meister
Veilchen	Herbert Pohl
Hinsichtl	Herbert Fink
Rücksichtl	Karl Weidner
Der Präsidialist	Werner Schreck
Kwitschala, Zehetgruber (Kriminalbeamte)	Werner Ebert, Wilhelm Helbig
Fadenhecht, Dirigent	Hans Öhler
Ramatamer	Johannes Foerster
Ein prominenter Holländer	Max Barth
Der Präsident des Automobilklubs	Fritz Sommerlad
Lobes, Bankpräsident	Kurt Maier
Vollmann, Minister a. D.	Theodor Zschiedrich
Die kleine Strohal	Thea Jahns
Der Vertreter der »Neuen Freien Presse«	Harry Walden
(Der Vertreter des »Neuen Wiener Journals«	Karl Lehnert
Der Vertreter der »Reichspost«	Rudi Werner)
Der Vertreter der »Dötz«	Hans Berger
Ein Troglodyt	Rolf Seifert
Barkassy	Peter Ihle
Die Festgesellschaft	Die Kinder

Ein Leipziger Blatt schrieb über die »Unüberwindlichen«.

Es (das Drama) ist semitisch und antisemitisch, bürgerlich und bürgerfeindlich, scharf und mild, mit anderen Worten, nicht heiß und nicht kalt, also echt weanerisch.

In der Prager deutschen Radiosendung hat am 4. November ein Vortrag unter dem Titel »Arbeitersendung, Dr. Emil Franzel und Hans Lichtwitz: Lyrik und Satire in der Dichtung Karl Kraus'« stattgefunden. Die Rezension brachte:

Wiese im Park / Landschaft / Die Raben / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Das siebente Gebot / Der große Beträg / Derselbe (§ 144) / Zwei Soldatenlieder / Elysisches / Dichterschule / Die Zeitung / Alles, nur nicht die Gobelins! / An den Bürger.

»Außerdem wurden im Vortrag« ~~/~~ so ~~sagt ein Bericht /~~ »einzelne Verse und Strophen aus Gedichten zitiert. Aus dem Gedicht ‚Dichterschule' hatte der Zensor die zweite Strophe gestrichen«. (Vielleicht, weil in der ~~offiziellen~~ Welt/ der das Radio angegliedert ist, anstatt sie kaputt zu schlagen/ bloß eine tätige Beziehung zu dem Körperteil, der in der Strophe vorkommt, anerkannt wird.) Der Vortrag (des sozialistischen Schriftstellers) richtete sich zunächst »gegen den dauernden Mißbrauch der Gedanken und Wortprägungen« der Fackel »in der sozialistischen Presse oder in einem Teil dieser Presse«, und zwar mit den Worten:

Der Saritiriker Karl Kraus ist allen Totschweigemethoden der Presse zum Trotz weit über den Kreis seiner Gemeinde, der Leser der Fackel, hinaus bekannt geworden. Die Arbeiterschaft kennt ihn als treuen Freund ihrer Sache und als Hasser ihrer Feinde. Der wahre Schätzer und Verehrer des unerbittlichen Richters unserer Zeit wird aber bedauern, daß die Popularität der Satire Karl Kraus' in weiten Bereichen der proletarischen Publizistik und Journalistik Maße und Formen angenommen hat, die nur noch ein verzerrtes Bild der Urgesalt und des Vorbildes ergeben: gerade wo er nicht genannt wird, erscheint Karl Kraus tagtäglich kopiert, kehren die einmaligen Wortgestalten seiner Satire als Formeln und Clichés wieder, übt sich journalistische Fixigkeit im Mißbrauch seines Wortes. Darum sei versucht, vor diesem Hörerkreis die Satire Karl Kraus' gegen die journalistische Sphäre abzugrenzen, die sich an ihr bereichern und sie zum Ornament der Zeitung entwürdigen möchte, und ihren Ursprung in der Dichtung, in der reinen Lyrik bloßzulegen. Die Satire Karl Kraus' gehört in das Reich der Dichtung, wo die Schöpfung einmalig und nicht wiederholbar ist, nicht in den Kreis der Journalistik, wo es keine schöpferische Tat, sondern trotz den ewig neuen Anlässen nur die Wiederholung, die Schablone gibt . . . .

Und in diesem Zusammenhang bleibe nicht unbeachtet, daß eine Wiener Feuilleton-Korrespondenz einen Aufsatz von Ernst Fischer (nicht zu verwechseln mit Heinrich) versendet, jenem tat-

kräftigen Autor, dem ich viel von meiner Verbreitung verdanke und der zwar öffentlich für den Kästner schwärmt, aber eine heimliche Schwäche für mich hat. Der Aufsatz, der sich »Abenteuer mit der Sprache« betitelt und schon im Titel ein herziges Mißverständnis enthält, beginnt so:

Die Franzosen haben zu ihrer Sprache eine ordentliche Beziehung, die Deutschen ein schlampiges Verhältnis. In Frankreich werden alle Probleme der Sprache von der Akademie geregelt, in Deutschland kann jeder mit der Sprache treiben, was er will. In Frankreich entstehen die neuen Worte legitim, in Deutschland werden sie wild geboren, als Kinder grammatikalischer Unzucht und sprachlicher Abenteuer.

Nicht unrichtig und gleichwohl verhatscht. Wenn Herr Fischer wüßte, was sprachliche Abenteuer sind, würde er zu schreiben aufhören. Warum denn als Mitarbeiter der Arbeiter-Zeitung gar so legitim tun! An Deutschland sind wir ihrem Sinne nach längst angeschlossen, und für das, was sie mit der Sprache treibt, besitze ich annähernd fünfhundert Beispiele aus den letzten Jahren. Eine Bettgeherbeziehung, die mit Neid auf die schlampigen Verhältnisse in bürgerlichen Journalkreisen blickt, der sich aber doch eine ganz pikante Gerichtssaalrubrik abgewinnen ließe.

Wien, am 6. August 1931

An den

Verlag der Fackel

Wien.

»Zu der Tragödie Friedrich Austerlitz« ist wohl nur für besonders Eingeweihte bestimmt. Für solche Leser, welche nur »ahnen« können, sind die Ausführungen nur halb verständlich.

— —

Wien, 7. September 1931

Sehr geehrter Herr!

Wir gelangen erst heute dazu, den Empfang Ihres Schreibens vom 6. August zu bestätigen, dessen Absicht uns leider so wenig verständlich ist wie Ihnen die »Ausführungen«, von denen Sie sprechen. Eine eigentliche Antwort wäre uns weder möglich, wenn Ihr Schreiben eine Beschwerde oder einen Tadel, noch wenn es eine Anfrage oder das Ersuchen um einen Kommentar bezwecken sollte. Im ersten Fall wäre der Leser auf sein Recht zu verweisen, einer Lektüre, die ihn nicht befriedigt, künftig zu

entsagen. Im zweiten Fall auf die gewiß verständliche prinzipielle Unmöglichkeit, seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Wir möchten Sie nur im Allgemeinen dahin aufklären, daß jedes in der Fackel gedruckte Wort ein Verständnis anspricht und befriedigt, das jeweils die Kenntnis einer vorangegangenen zeitgeschichtlichen Darstellung oder Polemik mitbringt; ohne diese Voraussetzung muß jedes in der Fackel gedruckte Wort unverständlich oder mißverständlich bleiben. Wenn wir dies sagen, beschränken wir freilich das Verständnis auf den Anspruch einer rein stofflichen, informatorischen, journalistischen Erfassung des Inhalts, also auf ein Bedürfnis, das den Autor der Fackel sehr wenig angeht. Sollten Sie nun aber meinen, daß die »Ausführungen» auch für den ständigen Leser und Kenner des Zusammenhangs oder für den, der einen Gedanken jenseits des informatorischen Moments zu erfassen vermag, unverständlich seien, so wären Sie im Irrtum. Denn diese Leser haben durchaus die Absicht verstanden (und das Gelingen gewürdigt), solchen Anschauungen, die in einem bestimmten Zeitpunkt eben nicht mit der Deutlichkeit einer Information ausdrückbar sind, den entsprechenden Ausdruck zu geben. Daß etwas, was in der Fackel steht, »nur für besonders Eingeweihte bestimmt« sein könnte, ist eine falsche Meinung. Eingeweiht sind sämtliche Leser der Fackel, die als Zeugen eines jahrelangen Kampfes die schonungsvolle Behandlung eines tragischen Opfers der Parteireligion verstanden hatten und die nun auch verstanden haben, daß der Ausdruck unsäglicher Dinge, auf die vor einer Bahre hingewiesen wird, nicht die Enthüllung sein kann, sondern daß er eben noch dem Unsäglichen gerecht wird. Wenn Sie, solcher Absicht verschlossen, mehr darüber zu erfahren wünschen, so müßten Sie sich vorläufig an die Redaktion der Arbeiter-Zeitung wenden, die es Ihnen aber gleichfalls nicht sagen dürfte.

Wir zeichnen — ohne die Formlosigkeit Ihres Schreibens vergelten zu wollen — mit

vorzüglicher Hochachtung

Die Spaltung in der deutschen Sozialdemokratie (Seydewitz-Kurt Rosenfeld) war von einer Tat begleitet, in der sich der geistige und moralische Habitus der Partei noch an jenen zu erkennen gab, die sich gegen sie auflehnen:

GEBURTS-
ANZEIGE!

Heute wurde als Sprößling der deutschen Zensurfreiheit und der Leipziger Demokratie in Berlin die sozialistische Wochenzeitung

SWZ „Die Fackel"

in die Welt gesetzt. Gleichzeitig beehren wir uns mitzuteilen, daß wir für den neuen Erdenbürger den zweiten Mann zur Werbung und evtl. Eheschließung suchen. Auch der dritte Mann und weitere können sich bereits melden.

Freie Verlagsgesellschaft.

Da ich für Humor wenig Sinn habe und weder gezwungen werden kann, Taufpate zu sein, noch ernstlich gewillt bin, zum Totgeschwiegenwerden mich auch ~~noch~~ bei Lebzeiten beerben zu lassen, so wurden gerichtliche Schritte unternommen, die die Namensänderung des Neugebornen erwirken sollten. (Denn wozu hätten wir denn Kadis in Berlin?) Bevor die fröhlichen Eltern sich gutwillig hiezu verpflichteten (da wir Wiener ja doch kein' Kadi brauchen werden), trat der Humor noch einmal in ~~Erscheinung~~, indem sich nämlich die Hebamme meldete, gleich einer resoluten Paulina dem rasenden Leontes das Kind einfach hinlegend:

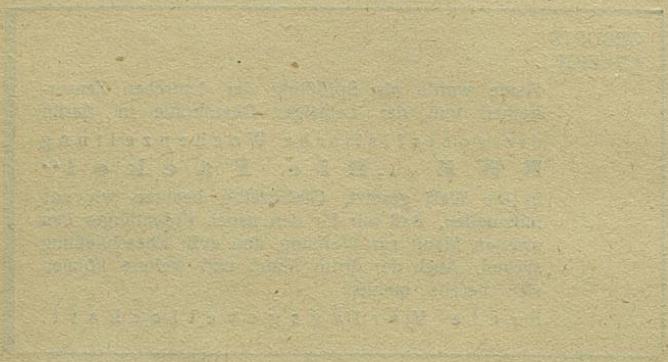
Reichstag
Abgeordneter

Berlin NW 7, den 14. 10. 1931.

Sehr verehrter Herr Dr. Kraus,

Sie werden sich wundern, von einem Ihnen ganz fremden Menschen einen Brief zu erhalten. Zunächst einmal möchte ich Ihnen sagen, daß ich Sie aus Ihren Vorlesungen in Wien gut kenne, da ich längere Zeit in Wien wohnte. Auch Ihre Zeitschrift »Die Fackel« ist mir von dorther gut bekannt. — Weiter möchte ich Ihnen aber mitteilen, daß ich die Geschäftsführerin der Freien Verlagsgesellschaft bin, die die Ihnen inzwischen auch bekanntgewordene Wochenzeitung »Die Fackel« herausbringt.

Ihre politische Einstellung ist mir aus Ihren Schriften und Vorlesungen bekannt. Ich weiß, daß Sie die gleichen Ziele verfolgen wie wir. Ich weiß auch genau, daß Sie uns durch Ihren Einspruch gegen die Führung des Namens »Die Fackel« keinerlei Unannehmlichkeiten machen wollten. Der Erfolg ist jedoch gerade das Gegenteil. Im



und geistigen Bankerott der sozialdemokratischen Partei Kredit zu verschaffen.

In der Sache selbst bitten wir Sie sich an unsern Berliner Rechtsanwalt zu wenden, der vielleicht einen Ausweg findet, wie man die Änderung des Titels Ihrer Zeitschrift ohne Schädigung Ihrer wie unserer Sache bewirken könnte, und dessen Vorschlag wir dann prüfen wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Seit Anfang November führt das Kind schon einen andern Namen. Der Fall, aus der Welt geschafft, kann nicht aus der Welt der Fackel geschafft werden; ~~aber es~~ sei ausdrücklich anerkannt, daß der Abgeordnete Kurt Rosenfeld nicht zu spät das Unrecht loyal eingesehen und für das Entgegenkommen des Verzichts auf die gerichtliche Remedur gedankt hat. Für den Ernstfall wäre immerhin relevant gewesen, daß Artikel über die neue Fackel als »Belegexemplare« an die alte gesandt wurden. (Daß das Wiener Zentralorgan wieder einmal die Fackel nennen konnte, versteht sich von selbst.) Als Grund für die Wahl des Titels wurde von wohlmeinender Seite — was glaubt man, angegeben? Zeitmangel! Verehrer, denen nichts anderes einfiel. Andere leben in Deutschland seit drei Jahrzehnten von dem geistigen Inhalt. Jetzt stelle man sich erst vor, daß die Fackel durch all die Zeit Rezensionsexemplare abgegeben hätte. Sie wäre weniger besprochen und mehr bestohlen worden.

»Das nicht, aber auf eine gute Idee hat er uns gebracht«. Wer könnte sagen, wie viel Pleiten ich schon abgewendet habe, wie mit Offenbach die des Herrn Reinhardt? (Hab ich wirklich?) Allerdings, da hat auch Steinmeier in der Friedrichstraße seinen redlichen Anteil. Ja, wir verschaffen andern die Mittel, sich in Szene zu setzen, aber wir ~~besitzen~~ sie nicht. Es ist immer das alte Lied, die Epigonen heimsen den Erfolg ein. Ich habe, da ich als Provinzonkel in Berlin nichts versäumen will, nach einer wilden Nacht bei jenem — der bis heute nicht einmal das Ehrendoktorat von Frankfurt an der Oder erlangt hat — mir die Fleischparade der »Schönen Helena« angesehen, alles in Ordnung gefunden und nur als störend eines bemängelt die Hauptsache. Daß nämlich von ~~einer unzulänglichen~~ Regie, die eben doch nicht an

Steinmeiers Stufung und Ballung hinanreicht, immer, wenn der Akt auf seinem Höhepunkt angelangt ist, also just in dem Moment, wo nichts gesprochen werden dürfte (als höchstens »Sag Iltis zu mir!«) die Quantität des Herrn Friedell vorgeschoben wird. Mutet der gefeierte Kulturhistoriker als Ersatz für eine Vielheit erwerbsloser Schauspieler so absurd an, wie er zwischen schlechten Berufskomikern durch seine Fadheit und Privatheit komisch wirkt, so bietet dieser eingelegte Merkur als Gott der Theaterdirektoren doch immer wieder die Möglichkeit, von der eigentlichen Schändung der Helena-Musik durch ~~Herrn~~ Korngold abzulenken, was nicht einmal der Augen- und Ohrenweide Friedels, nämlich des Fräuleins Friedel Schuster gelingt, ~~welche~~ doch die einzige Verbindung dieses orgiastischen Humbugs und ~~aufgeplusterten~~ Dilettantismus mit dem Theaterwesen vorstellt. Da ich ein Demonstrator von dessen unvorstellbarer ~~Niedrigkeit~~ bin, die ich freilich dem Unfug dieser Zwischenexistenzen von Regisseuren zuschreibe, so darf ich auch die echten Theatereindrücke nicht unerwähnt lassen, die sich dort noch einstellen, wo es der Individualität gelingt, sich gegen die Vergewaltigung durch ein Metier zu behaupten, dessen Vertreter von rechtswegen nicht einmal im Zuschauerraum zu dulden wären. Vor den Berliner »Prominenten«, jenen, die ihr männliches Geschlecht im Verkehr mit der Presse verleugnen, habe ich samt und sonders keine hohe Meinung. Unter den vielen weiblichen Begabungen, die es heute gibt, muß der souveränsten Bühnengestalt, die das jetzige Berlin aufweist, gedacht werden: Gitta Alpar, die einzige Operettensängerin seit der Stojan (die Geistinger habe ich nur als wiederkehrende Greisin gesehen), bei der — selbst in der Niederung der »Dubarry« — Singen und Sprechen, Ton und Gebärde selbstverständliche und nicht in Mühsal vereinte Funktionen bilden, für Offenbach geboren und an Rotter verloren. Die noble Lucie Mannheim und Dolly Haas, für deren ~~menschlich~~ ~~kindliche~~ Züge P. A. gestorben wäre, in dem vorzüglichen Kitschfilm »Der Ball«, worin sie reicheren Spielraum erfüllen, als ein Dutzend Bühnenabende zu gewähren vermöchten. Immer wieder die seltene, viel zu seltene, Elandine Ebinger, Aschenbrödel und Prinzessin, die durch ihre Schießbudenszene jeder Art von Publikum fühlbar machen

könnte, was Krieg und was Theater ist. Und Carola Neher, die ich mit überraschender Reinheit und Innerlichkeit Verse der »Heiligen Johanna der Schlachthöfe« von Brecht sprechen hörte. Wenn ich mich recht erinnere, an dem Nachmittag, an dem der beliebtere Werfel in einer Buchhandlung Autogramme schreiben sollte und Stunden vergingen, bis einer kam und Pitigrilli verlangte; ich hätte natürlich ausgeholfen, wenngleich ich schon weit wertvollere Bücherwidmungen des Meisters besitze, die ich auf Wunsch dem wohltätigen Zweck zu überlassen bereit bin. Mit dem Zeitungsruhm ist es eine eigene Sache. Die Lieblinge schwinden dahin, »welken gleich gemähtem Wiesengras« wie die Choretideen, wenn ich wie Phorkyas mein Werk beginne, »doch bittet oder rettet niemand sie vom Schluß«, und selbst meine Unbeliebtheit — Bestemm wirkt mehr als Reklame — vermag kaum für eine Saison Anziehung zu gewähren. Was die Presse aber im Theatergebiet vermag, ist mehr: Prostitution; Nervenqual vor dem Auftreten, wenn der machthabende Schuft im Haus sitzt, dem ein Gerichtsdiener kürzlich »Zurück auf die Bank!« gebot — die Theatersklaven hätten es erleben sollen —; und Nervenzusammenbruch, sobald die künstliche Prominenz nicht mehr zu halten ist. Trotz aller Auflösung einer Menschheit, die sich im Tonfilm zugleich die Wunder der Technik und die Musik des Herrn Abraham mit Igen und Vergnigen bieten läßt, kommt mit physikalischer Notwendigkeit alles einmal in Ordnung. Geschiehts nicht auf der Bühne, so geschiehts außerhalb, weil die Prominenten, die uns zum Hals hervorragen, nicht genug Phantasie haben, und das Entstehen der Anekdote zu verhindern. Herr Reinhardt wird — trotz seiner Strapazen um Offenbach — nicht geschäftlich zugrundegehen, sondern weil er den Refrain der Helena »Auf nach Riga, reise nach Riga« + »Siega« statt »Kreta — späta« + nicht voraussah; denn alles darf der Mensch werden, nur nicht Lette, und die Heiterkeit des Gerichtshofs, als ich kürzlich auf seine Vorführung bestand, jener Gerichtsdiener vom Telephon kam: »Gestern abend nach Lettland abgereist!«, hätte er für seine Serie der »Helena« brauchen können. Herr Pallenberg wird noch lange an der Amstelbank zu leiden haben, sowie Moissi an der Gebärklinik.

Berlin, 15. Oktober 1931.

Sehr geehrter Herr!

Ein großer deutscher Zeitungsverlag hat uns beauftragt, ihm für seine illustrierte Ausgabe eine Sammlung von Porträts bekannter Persönlichkeiten aus Literatur und Kunst zu liefern. Einmal für diesen Zweck, dann aber auch, um Ihr Bild in unser Archiv aufzunehmen, das die größte deutsche Porträtsammlung umfaßt, die von der Presse wegen der guten Qualität der Aufnahmen mit Vorliebe zu Illustrationszwecken herangezogen wird, bitten wir Sie, uns Gelegenheit zu einer Porträtaufnahme geben zu wollen.

Wir dürfen annehmen, daß Ihr Weg Sie ab und zu nach Berlin führt und daß dann die Möglichkeit vorhanden ist, eine solche Aufnahme zu machen. Diese könnte nach Ihrer Wahl in ihrem Hotel oder in unserem Aufnahmeraum erfolgen und würde Ihre Zeit nur wenige Minuten in Anspruch nehmen. Wegen seiner günstigen Lichtverhältnisse und aus sonstigen technischen Gründen bietet unser Aufnahmeraum allerdings besondere Vorteile. Sollten Sie es einrichten können, bei uns in der Friedrich Ebert-Str. 9, II (in unmittelbarer Nähe des Potsdamer-Platzes) vorzusprechen, wären wir Ihnen außerordentlich dankbar. Wenn Ihr Weg Sie jedoch nicht bei uns vorbeiführt, senden wir auch gern einen unserer Herren in Ihr Hotel.

Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß Ihnen aus der Aufnahme keinerlei Kosten oder Verpflichtungen entstehen und daß wir Ihnen unseren Dank durch Übersendung eines Bildes in bester Ausführung abstatten würden.

Wir bitten Sie, wenn Sie einmal in Berlin sind, uns freundlichst telefonisch benachrichtigen zu wollen, ob und wann wir die Aufnahme machen dürfen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Transocean, G. m. b. H.

23. Oktober 1931.

An Transocean, G. m. b. H.

~~Bilderabteilung~~

Berlin W 9

Friedrich-Ebert-Str. 9

Sehr geehrte Herren!

Auf Ihre Einladung vom 15. d. M. antworten wir: Ihre Vermutung, daß Herrn Karl Kraus der Weg ab und zu nach Berlin führt, ist ganz stichhaltig; gerade jetzt hält er sich in Berlin auf. Gleichwohl ist er weder in der Lage, zum Zweck einer photographischen Aufnahme bei Ihnen vorzusprechen noch einen Ihrer Herren bei sich zu empfangen. Sie nehmen, offenbar infolge

einer nur oberflächlichen Kenntnis seines Wirkens — welches sein Bild für die illustrierte Ausgabe eines großen deutschen Zeitungsverlags geeignet erscheinen läßt — mit Unrecht an, daß ihn eine solche Bestimmung Ihrem Angebot geneigt machen wird, wie nicht minder der allgemeine Hinweis darauf, daß Ihre Sammlung von der Presse wegen der guten Qualität der Aufnahmen mit Vorliebe zu Illustrationszwecken herangezogen wird. Sie scheinen so wenig wie jener große deutsche Zeitungsverlag zu wissen, daß das Wirken des Herausgebers der Fackel nicht so sehr darin besteht, eine Schätzung als die Verachtung der Presse zum Ausdruck zu bringen. Es existieren bereits zahllose gute Aufnahmen des Herrn Karl Kraus, die zu einem Verkauf für wohltätige Zwecke hergestellt wurden. Die Erlaubnis der Veröffentlichung wird in keinem Falle erteilt, und sooft sie dennoch vorgenommen wurde, konnte das »Recht am Bilde« mit Erfolg geltend gemacht werden. Dieses Recht schützt freilich nur in Österreich. Wenn eine reichsdeutsche Zeitung, die etwa der Meinung ist, daß Herr Karl Kraus als »zeitgeschichtliche Persönlichkeit« in Betracht komme, die Veröffentlichung der Photographie vornimmt, so kann bloß der Photograph angewiesen werden, sein Urheberrecht geltend zu machen. Ohne Einwilligung des Photographierten darf auch er es im gegebenen Falle nicht abtreten. Daß aber zum Zweck der Publizierung in der Presse eine Aufnahme hergestellt werden sollte, davon kann keine Rede sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Weit gebracht

Aus den ‚Hamburger Nachrichten':

~~Zuckmayer bearbeitet Ernest Hemingway. Das Eröffnungsstück~~ des Deutschen Theaters in Berlin, dem der Roman des Engländers Ernest Hemingway »In einem anderen Land« zugrunde liegt, stammt von Karl Zuckmayer, der mit dem Regisseur Hilpert zusammen die ~~Bearbeitung vorgenommen hat.~~ Das neue Stück, an dem Zuckmayer arbeitet, »Eduard VII.«, behandelt die historische Gestalt des englischen Königs und soll eine Rolle für Karl Kraus oder Emil Jannings werden.

Humoristen untereinander

Das Sprachgefühl Reimanns ist so lebendig und so fein, daß ich ihm und uns nur eines wünschte: er sollte einmal das herrliche Buch des alten Wustmann »Allerlei Sprachdummheiten« neu bearbeiten. Die Neuauflage dieser Sprachbibel ist gekürzt und lange nicht mehr so gut wie zu Lebzeiten Wustmanns, und manches ist veraltet darin. — — Reimann, der Qualitätsgefühl hat, weiß, daß zum Beispiel Roda Roda eine der saubersten Schreibarten seiner nennt, die wir kennen, klipp und klar, aber er ist ja nur ein Humorist. Wenn es einen Roda Roda-Reim gäbe —: Hans Reimann hat ihn allemal verdient.

Peter Panter

---

27. April 1931.

An den

Verlag »Die Fackel«

Ich lese seit langen Jahren die Fackel und freue mich insbesondere auch immer über den Kampf, den Sie gegen die Verwilderung der deutschen Schriftsprache führen. Umsomehr wundert es mich, daß es auf der letzten Umschlagseite Ihrer Zeitung heißt: »Die Bitte . . kann . . nicht gewährt werden.«

Hochachtungsvoll

— —

11. Mai 1931.

Sehr geehrter Herr!

Wir gelangen leider erst heute dazu, Ihre Zuschrift vom 27. April zu beantworten, in der Sie zugleich Ihrer Freude über den Kampf der Fackel »gegen die Verwilderung der deutschen Schriftsprache« Ausdruck geben und Ihrer Verwunderung über den auf der Umschlagseite gedruckten Satz: »Die Bitte . . kann . . nicht gewährt werden«. Wir danken Ihnen bestens für die freundliche Absicht beider Bekundungen, fühlen uns aber hauptsächlich aus dem Grunde genötigt, uns mit der zweiten zu befassen, weil Sie den Umstand, daß das nächste Heft der Fackel die getadelte Umschlagnotitz nicht enthält, fälschlich auf den Tadel statt auf Raummangel zurückführen könnten und in dem Glauben bestärkt würden, daß jener berechtigt sei. Wir möchten Ihnen also, mit aller Anerkennung der Freimütigkeit Ihres Vorhaltes, sagen, daß unter den vielen Zuschriften, die wir trotz einer Umschlagnotitz, die der getadelten vorangeht, erhalten, die Ihre wohl eine der eigenartigsten vorstellt. Es würde uns trotz unserm Kampf gegen die Verwilderung der deutschen Schriftsprache, der doch hauptsächlich der Publizistik gilt, nicht in den Sinn kommen, einem

Privatmann einen Vorwurf daraus zu machen, daß ihm eine gut deutsche Konstruktion unbekannt ist. Daß er aber einem Autor, dem sie bekannt ist, eben daraus einen Vorwurf macht, dürfte vielleicht doch ein etwas ungewöhnlicher Fall sein. Wir sind überzeugt, daß Sie mit uns die Ansicht teilen werden, daß ein Leser, der in durchaus dankenswerter Weise sich sprachliche Skrupel macht, dem Problem zunächst durch Einblick in ein Wörterbuch beizukommen trachten sollte, bevor er an denjenigen, der die ihm unbekannte Lösung gefunden hat, mit einer Frage oder gar mit einem Vorwurf herantritt. Im gegebenen Fall jedoch möchten wir der Verwunderung Ausdruck geben, daß statt des Wörterbuchs nicht schon die Erinnerung an den Schluß von Schillers »Bürgschaft« geholfen hat, den auftauchenden Zweifel niederzuschlagen. Zuschriften wie die Ihre, deren reine Absicht wir keineswegs verkennen, die aber, da sie ja doch eine Antwort erfordern, eben die Arbeit vermehren, die Sie in so freundlicher Weise anerkennen, lassen wohl die auf dem Umschlag ausgesprochene Bitte begreiflich erscheinen, die der getadelten Notiz vorangeht und von den Lesern leider so selten gewährt wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung

(Natürlich ist kein Dank und kein Bedauern erfolgt.)

Dringend

Sehr geehrter Herr!

Beim Versand von Rezensions-Exemplaren sind wir bisher weit über das Maß des sonst im Verlagswesen Üblichen hinausgegangen, weshalb wir uns genötigt sehen, hinfort besser hauszuhalten und die Abgabe von Rezensions-Exemplaren an die Bedingung zu knüpfen, daß eingegangene Rezensionsverpflichtungen erfüllt worden sind. Wir wollen auch Ihnen gerne weiterhin sofort nach Erscheinen unsere Novitäten schicken. Über die in beiliegenden Drucksachen angestrichenen Bücher fehlen uns noch Besprechungsbelege. Geben Sie bei dem mit Ihren Besprechungen bedachten Blatt doch bitte Weisung, daß man die Angelegenheit einmal nachprüft. Wir möchten Ihr Urteil doch nicht gerne in unserem Archiv missen. Lassen Sie uns womöglich zwei Abdrucke schicken, damit wir auch den Autoren Ihre Kritik zugänglich machen können.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Fackelreiter-Verlag
Hamburg-Bergedorf

32

20. Juni 1931

An

den Fackelreiter-Verlag

Hamburg-Bergedorf

Sie teilen Herrn Karl Kraus mit, daß Sie beim Versand von Rezensionsexemplaren bisher weit über das Maß des sonst im Verlagswesen Üblichen hinausgegangen sind, sich deshalb genötigt sehen, hinfort besser hauszuhalten und die Abgabe von Rezensionsexemplaren an die Bedingung zu knüpfen, daß eingegangene Rezensionsverpflichtungen erfüllt worden sind. Wir bitten Sie, uns nur noch zu erklären, warum Sie das alles dem Herausgeber der Fackel mitteilen, dem Sie doch wohl nicht nachsagen können, daß er Ihnen gegenüber jemals eine Rezensionsverpflichtung eingegangen ist. Sie teilen ihm mit, daß Ihnen noch Besprechungsbelege fehlen — was gewiß bedauerlich ist —, und bitten ihn, bei dem mit seinen Besprechungen bedachten Blatt doch Weisung zu geben, daß man die Angelegenheit einmal nachprüft, da Sie sein Urteil doch nicht gerne in Ihrem Archiv missen möchten. Das ist gewiß sehr freundlich, aber er hat nichts beurteilt, kein Blatt mit Besprechungen bedacht und wüßte nicht, was er nachprüfen lassen sollte. Da Sie die Stelle Ihres Briefes, die diesen Wunsch enthält, noch am Rande zweimal mit Rotstift und überdies die Sache als »dringend« bezeichnen, so liegt Ihrer Mahnung vielleicht ein Sachverhalt der Art zugrunde, daß irgendjemand den Namen des Herrn Karl Kraus mißbraucht hat, um von Ihnen Rezensionsexemplare zu erlangen. Sollte es sich aber vielleicht bloß darum handeln, daß Sie freiwillig solche an den Herausgeber oder den Verlag der Fackel gesandt haben, was ja beiweitem noch keine von uns eingegangene Rezensionsverpflichtung bedeuten würde, so verweisen wir auf die durch Jahrzehnte veröffentlichte Umschlagnotiz, die da besagt, daß eingesandte Rezensionsexemplare nicht besprochen, sondern zu einem wohltätigen Zwecke verkauft werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Um dem Verdacht der Reklamesucht neue Nahrung zu geben — wegen deren Vorwurfs ein Bediensteter der Firma Mosse (die den Verlag der Fackel um Annoncen angeschnorrt hatte) kürzlich in Berlin verurteilt wurde —, erfolgt hiemit die Verständigung der Redaktionen und Schriftleitungen deutscher und österreichischer Zeitungen und Zeitschriften, daß das Betteln um Rezensionsexemplare oder Besprechungsstücke völlig aussichtslos ist. Freilich hat auch diese Verständigung wenig Aussicht, da sie den Text der Fackel kaum aufmerksamer als deren Umschlag lesen dürften. Sie sehen die Bücher des Verlags im Buchhändlerblatt angekündigt und stellen die Zumutung, daß man mit dem materiellen Opfer des Exemplars die Pein der Rezension bezahle. Man zieht die Ausgabe des Portos für jährlich hundert Antwortkarten vor, die den Hinweis auf die ständig erscheinende Umschlagnotiz enthalten, in der Hoffnung, daß sie wenigstens für die kommenden Bücher Ruhe geben werden. Solche Höflichkeit soll durch diese generelle Abweisung, die vielleicht doch Leser in journalistischen Kreisen findet, erspart werden. Rezensionen unerwünscht.

uns nicht ganz ein. Da wir uns auf solche Unterscheidung nicht einlassen können — umsoweniger, als ja das Urteil, wie Sie wieder mit Recht bemerken, »ganz allgemein gefällt« war —, möchten wir Sie, mit allem Dank für die zweifellos freundliche Absicht Ihrer Zuschrift, bitten, sich das Buch, falls Sie es noch zu erwerben wünschen, durch einen Buchhändler zu beschaffen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

Prag, den 1. Oktober 1931.

Verlag »Die Fackel«,

Herrn Karl Kraus zu eigenen Händen.

In Erwiderung auf Ihre Zeilen vom 28. September und zur näheren Erklärung der meinigen vom 18. September muß ich, da leider eine größere Deutlichkeit erforderlich ist, in freundschaftlicher Absicht auf die Gefahr des Mißtrauens gegen Herrn Karl Kraus aufmerksam machen, welche dieser durch sein Urteil in der letzten »Fackel« heraufbeschworen hat. Gerade überlegte Leser der »Fackel«, solche, die Herrn Karl Kraus leidenschaftlich anhangen, und sich ein Leben zu führen bemühen, welches der bejahenden Seite seines Werkes entspricht, werden, in den Bahnen des Kritikers Kraus, durch jenen allzuharten Ausspruch auf den Gedanken gebracht, die Verurteilung könne auch Reklamezwecken dienen. Liebe macht ja nicht unbedingt blind. In dieser Meinung werden sie durch eine große Anzeige auf dem Umschlage der »Fackel« für die »Zeitstrophen« bestärkt. Es war mir um Ihre Aufklärung zu tun und ich ersehnte eine entschiedene, auf Recht gegründete Zurückweisung des Verdachtes. Deshalb auch, als Wink, mein Ersuchen um Lieferung der »Zeitstrophen« gegebenenfalls zum Selbstkostenpreise, der natürlich auch den beliebig hohen Preis der Arbeit des Autors enthalten sollte, statt zu dem auch den Verlagsgewinn umfassenden üblichen Verkaufspreise; auf diese Weise wäre eine Scheidung zwischen dem idealen Zweck und einem materiellen Interesse durchgeführt worden.

Das Buch habe ich inzwischen in Prag bestellt. Wiederholen möchte ich nur, daß mir das Urteil auch gegenüber vielen alten und tätigen Freunden und Lesern der »Fackel«, welche die Lektüre des Buches nicht nachholen, zu grausam scheint.

Sie werden es nach dem Vorgesagten verstehen, daß ich meine Bitte um Klarstellung der Sache hiermit inständig nochmals vorbringe. Ich glaube, Herrn Karl Kraus' Recht auf Vertrauen durch diese persönliche Anfrage nicht zu schmälern.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

halten dieser tätigen Freunde, die ja bisher andauernd einen großen Absatz der Fackel ermöglicht, aber den »Worten in Versen«, deren Vortrag sie begehren und bejubeln, teilweise noch nicht einmal zu einer zweiten Auflage verholfen haben, ist — aus einem materiellen Grunde, der noch weit mehr einen geistigen bedeutet — einfach ein Skandal. Wir haben noch nie in 33 Jahren einen Menschen als Käufer der Fackel angeworben, aber wir erlauben uns, in dem Faktum, daß deren spontane Anhänger die Bücher ihres Autors verschmähen, das Problematische ihrer Anhängerschaft zu erkennen, auf die Gefahr hin, sie eben auch als Anhänger und Käufer der Fackel zu verlieren, weil ihnen das Urteil als »zu grausam« erscheint. Es ist nur ein Glück, daß nicht alle, die sich davon betroffen fühlen, Rechenschaft verlangen, sobald der Autor der Fackel in jener Publikation, die sie unbegreiflicher Weise doch lesen, den Sachverhalt feststellt. Sollte Ihr Wunsch nach solcher Rechenschaft — die wir abgelegt haben, weil wir, bei allem Widerstreben gegen Zuschriften, in prinzipiellen Dingen doch keine Antwort schuldig bleiben — nunmehr erfüllt sein, so würde es uns freuen. Dann sollten Sie aber auch bedauern, einem gerechten Urteil, das allen galt und das doch bestimmt war, Schuldgefühle zu wecken, persönlich mit einer Beschuldigung oder doch mit dem voreiligen Ausdruck unverdienten und durch keine Sachkenntnis gestützten Mißtrauens entgegengetreten zu sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Anm.: Das Bedauern hat keinen Ausdruck gefunden.

Wunder der Technik

Die ‚Theaterwelt' (Düsseldorf) leitet ~~ein~~ Zitat aus der seinerzeitigen Enquete des ‚Brenner' (Dehmel, Schönberg, Kokoschka und Wedekind) mit der folgenden pompösen ~~Erklärung~~ ein:

Es gibt heute kaum eine geistige Erscheinung, die der Darstellung durch andere so wenig bedürfte und auch fähig wäre wie Karl Kraus. Wenn man ihn den bedeutendsten Publizisten deutschen — und nicht nur deutscher — Sprache unter den Lebenden — und nicht nur unter ihnen — genannt hat, welch kleiner Teil seiner Gestalt und seines Wirkens ist damit begriffen! Und nur der Umstand, daß die Presse, welche in ihm ihren größten Gegner zu fürchten hat, sich mit einem Schweigen rächt, das sie »totschweigen« nennt, obwohl es ein »Sichzutodeschweigen« ist, — nur dieser Umstand mag immer wieder dazu verleiten, für Karl Kraus, und sei es gegen seinen Willen, Zeugnis abzulegen: den Menschen zu sagen, daß in nächtlicher Zeit einer für sie wacht.

Warum ich es abdrucke? Erstens aus Eitelkeit, zweitens, weil der Hinweis darauf, daß es gegen meinen Willen geschieht, richtig ist, ferner weil es den Mut einer Theaterzeitschrift beweist, und schließlich weil noch einiges dafür und dagegen zu sagen ist. Für die weitaus geringste unter den Erhebungen halte ich es, der bedeutendste unter den lebenden Publizisten deutscher Sprache genannt zu werden, da ich der Meinung bin, daß die Publizisten ~~die~~ deutsche Sprache durch eigene Tatkraft überlebt haben. Auch den weiteren Vorrang vor den Nichtlebenden kann ich für keine besondere Ehrung erachten, da ich bekennen muß und einmal sprachkritisch beweisen zu können hoffe, daß der Glaube, die deutsche Literatur habe jemals einen polemischen Künstler besessen, zu den vielfachen deutschen Wahnvorstellungen gehört. (Über den Vorrang vor den Publizisten anderer Sprachen kann ich nicht urteilen, da ich ihre Literatur zu wenig kenne.) Aber richtig ist die Anweisung des kleinen Raumes, den meine publizistische Tätigkeit innerhalb des Gesamtwirkens einnimmt, und

hier sekundiere ich mit einer unerbittlichen Absonderung jenes Schaffens von der höheren Fähigkeit, an einem Tisch die Gestaltenfülle des Lebens darzustellen und die einer verlorenen Bühne zu ersetzen. (Vielleicht bin ich darin ungerecht, weil ich noch niemals, außer zu dem mir verhaßten Zweck einer Vorlesung »aus eigenen Schriften«, oder dem einer notwendigen Zitierung, eine Zeile aus 85 Bänden der Fackel gelesen habe. Kein Autor hat jemals mit der vollen moralischen Verantwortung einen größeren Horror vor dem bis zum letzten Komma erarbeiteten Werke verbunden.) Was mir aber an dem Zeugnis ganz willkommen ist, das ist die Erkenntnis und Formulierung des Totschweigens der Presse als eines Sichzutodeschweigens. Nicht daß die »Ravag«, trotz meiner oft geäußerten Aversion und weil sie dem Ansturm der Hörer nicht länger Widerstand leisten konnte, sich entschlossen hat, an mich heranzutreten, aber der Mut — und sie kann bei ihrem Schritt des Bewußtseins nicht ermangelt haben — gereicht ihr zur Ehre, das Problem meiner Publizität angepackt zu haben. Zähneknirschend mußten es sich die Druckleger der Radiorubriken versagen, die Ankündigungen auszumerzen. (Der Fall war eingetreten, wo es »denn doch nicht« ging.) Umso größer — mit Ausnahme der Reichspost und Arbeiter-Zeitung — das kritische Schweigen, das der mit Raimund und Nestroy erlangten Hörbarkeit antwortete. Das Wunder der Technik wurde durch eben ein solches wettgemacht. Die Teilübertragung der 600. Vorlesung hat wirklich das Resultat ergeben, das dem »Sichzutodeschweigen« ähnlich sieht. Und zwar in der ganzen bürgerlichen Presse mit der Ausnahme der Arbeiter-Zeitung, die eben doch manchmal die Mahnung der sozialistischen Jugend zu spüren bekommt, der aber angesichts der benachbarten Annonce von »Krupniks Winterhilfe« jede Hoffung vergehen sollte. Wie das der Herr im ‚Tag' mit sich ausmacht, der alles mögliche, nur eben das eine nicht registrieren durfte, was mindestens eine Sensation war, ist nichts anderes als eben die Privatsache, die heute identisch ist mit öffentlicher Meinung oder Nichtmeinung. Aber der, Berichten zufolge, nicht nur in ganz Österreich, in Berlin, München, Brünn, Sambor, Potstejn, nein, in den Pyrenäen (Pau) gehörte Beifall der Begrüßung »der Sturm und Wellen, Jazz und Neuestes gleich einem Erdbeben unbemerkbar machte«,

soll bewirkt haben, daß die enragiertesten Freunde des Fortschritts an diesem zu zweifeln begannen. Entsetzen wich völliger Apathie, doch heißt es, daß in vielen Bürgerhäusern auch die Lautsprecher zertrümmert wurden, wegen der unerträglichen Störung durch die hörbare Stimme. Das Erscheinen der Neuen Freien Presse in diesen Zeiten ist an und für sich ein Wunder der Technik. Zu den Gerüchten, daß die Kreditanstalt zur Information der Preis d Gelder aufgewendet hat, die wir bezahlen müssen, auch das noch! Dem Benedikt, so sagt man, gell' es in den Ohren. Ein Wort, ein Mann, und an der Spitze des Blattes erschien, in jener wunderbaren Vereinigung, die die publizistische Technik über sich bringt:

— — Qualität erstaunlich, der Preis S 14.— im feinen Strumpfgeschäft der guten Gesellschaft in der stillen Rotgasse

— Jakob Gelles.

Gespräch mit Gandhi.

43

— 41 —

Notizen, Briefe, Glossen

Radio Wien

(und die anderen österreichischen Sender)

27. September 19·40

Raimunds »Der Alpenkönig und der Menschenfeind«

(I, 7, 11 bis 21)

Begleitung: Franz Mittler

4. Oktober 20·25

Uraufführung

Das Notwendige und das Überflüssige

von Nestroy, bearbeitet von Karl Kraus

Musik von Otto Janowitz ~~etc~~

Spielleitung: Karl Kraus Kapellmeister: Rudolf Wallner

Lord Wathfield	Victor Kutschera
Malvina, seine Tochter	Emmy Pfeiffer
Lord Howart, ihr Bräutigam	Hans Schweikart
Sebastian Faden, ein armer Seiler	Karl Kraus
Fabian Strick, sein Gesell	Hermann Wawra
Frau Schnittling, eine Kräutlerin	Lilly Fröhlich
Babette, ihre Tochter, Fadens Geliebte	Dora Miklosich
Pumpf, ein Bandkramer	Karl Kneidinger
Hannerl, seine Schwester, eine Wäscherin, Stricks Geliebte	Gisa Wurm
Herr von Brauchengeld, ein zu Grund gegangener Rentier	Fritz Strassni
Mathilde } seine Töchter	Mia Waldner
Emilie }	Blanca Glossy
Therese, deren Stubenmädchen	Elly Peiskar
Amtmann Geier	Arthur Ranzenhofer
Krall } Gauner	Eduard Loibner
Schnell }	Aurel Nowotny
Ein Wirt	Heinrich Jensen

Seit August 1931 wurden die folgenden Beträge Unterstützungszwecken zugeführt:

An das Blinden-Erziehungs-Institut (Wittelsbachstraße) (Erlös aus älteren Nummern der Fackel und Rezensionsexemplaren, aus Photographien und Karten: Aufnahmen aus den Ateliers Joel-Heinzelmann, Charlottenburg, Lotte Jacobi, Berlin und Trude Fleischmann, Wien) S 33.39.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (18. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige« S 39·20 und 12. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei« S 3.60) S 42.80.

Honorare der »Ravag« an den Frank Wedekind-Gedenkfonds und zu Unterstützungszwecken S 1500.—

Weitere Spenden für den Frank Wedekind-Gedenkfonds (Franz Wecksberg S 5.—, Prof. Dr. Karl Jaray S 200.—, Eine Hörerin S 20.—, C. St. S 10.—, Dr. Emil Franzel und Hans Lichtwitz S 12.30, H. Rumpler S 10.—, W. S 10.—, Samilovici & Freiwirth S 20.—) S

Diversen Zwecken S 732.20.

Der Erlös aus dem Programm 18. November an die Österreichische Rote Hilfe S 35.44.

Der Steuerbehörde ein Teil des Ertrags der Vorlesung 13. November als Restzahlung für die in den Jahren 1925 bis 1928 wohltätigen Zwecken gewidmeten Erträgnisse S 185.91.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S

»Maturitni otazky z nemecké literatury« (Maturafragen aus der deutschen Literatur), von Fr. Pulec und Dr. Viktor Kubelka herausgegeben und zum Gebrauch an tschechischen Mittelschulen bestimmt; ‚Der jüdische Arbeiter' (Wien, 24. Juli): »Zum Kongreß der Internationale« von Max Pilzer; ‚Radiowelt' (VIII., Nr. 40, Wien): »Ausnahmszustand«; ‚Radio Wien' (7. Jahrg. Heft 52): »Karl Kraus« von L. F. Högel (S. 7) und »Vorlesung Karl Kraus« (S. 32); ‚Sozialdemokrat' (Prag, 4. Oktober): »Vom Prager Rundfunk«. Von Fürstenau; ‚Chronik der Menschheit' (Schweidnitz, 27. September 1931 (oder 1930?): S. 586, 595; ‚Radiowelt' (10. Oktober): »Programminspektion«, (17. Oktober): »Das Notwendige und das Überflüssige«, (21. November): »Programminspektion«; Otto Forst de Battaglia, »Der Kampf mit dem Drachen« (Verlag für Zeitkritik, Berlin, 1931): S. 19, 95, 100, 108, 109, 110, 121, 126, 127, 137, 162, 230, 232, 238, 242, 247, 248, 259; ‚Das Nationaltheater' (Heft 1, Berlin): »Das historische Drama in der Gegenwart« von demselben (zitiert in ‚Witiko' [III., 2, Eger]); ‚Anbruch' (XIII, 6/7, Wien, Sept./Okt.): »Karl Kraus-Schallplatten« von Willi Reich; »Adolf Loos« von Franz Glück (Les éditions G. Crès & Cie., Paris), S. 11; ‚Literarische Monatshefte' (Eine Zeitschrift junger Menschen, II., 9., Wien, Oktober): »Karl Kraus, Peter Altenberg, Adolf Loos« von demselben; ‚Theaterwelt' (Programmschrift der Städtischen Bühnen Düsseldorf, VII. 3): Nachdrucke, Zitate aus der Enquete des ‚Brenner' mit Vorwort, Zuschrift von Herbert

Ihering, »Die Erneuerung Offenbachs durch Karl Kraus« von Ernst Krenek (auch im ‚Düsseldorfer Stadt-Anzeiger', 29. Oktober), Übersetzungsproben, »Zur modernen Offenbach-Literatur« von Hans Költzsch, ‚Revue d'Allemagne' (V. 49, Paris 15. November): »Adolf Loos« von Germaine Goblot.

Die zahllosen Artikel und Notizen über Aufführungen, Sendungen, Vorlesungen etc. wie die grundsätzlich lügenhaften Prozeßberichte werden in dieser Rubrik nur in Ausnahmsfällen berücksichtigt.

Druckfehlerberichtigung: Nr. 852—856, S. 17, Z. 13 v. u. statt »Shakes-peare«: *Shake-speare*; Nr. 857—863, S. 72, Z. 16 statt »Russel«: *Russell*, S. 80, Z. 21 statt »fröhnt«: *frönt*; Index zu Band 84, S. 3, Z. 26: statt »Frank Wedekind an einem Hund«: — — an eine*n* Hund.

Ein Verzeichnis der nachträglichen Änderungen und neuentdeckten Druckfehler in Poems by Karl Kraus von Albert Bloch kann vom Verlag der Fackel bezogen werden.

---

1. November 1931.

An den

Verlag »Die Fackel«.

Bitte seien Sie so freundlich und teilen Sie Herrn Karl Kraus mit (die Versicherung meiner größten Hochachtung vor seiner Person und vor seinem Werke möge vorausgeschickt werden), daß entgegen seiner bemerkenswerten Ansicht die Schöpfungen Grillparzers von den Werken Raimunds und Nestroys nicht im entferntesten erreicht werden können. Und zwar in vielerlei Hinsicht: in sprachgesetzlicher, in gedanklicher, und in bezug auf Schilderungskraft und Gefühl. Herr Karl Kraus urteilt zumeist nach der sprachlichen Befähigung eines Schriftstellers, wobei die Richtigkeit und Schärfe des Ausdrucks für ihn den Ausschlag geben. Nun ich lasse es dahingestellt, ob all die Sprachfehler Grillparzers wirklich so schwerwiegend sind; aber gesetzt den Fall, sie wären es, so wird dadurch der Wert der Grillparzerschen Schöpfung nicht herabgemindert, denn sie sind gewollt (besser gesagt: so belassen worden.) Grillparzer, der den Tonfall beherrscht; Grillparzer, der die Worte mit Gefühl zu beseelen vermag, hat eher gegen die Sprache sich versündigt als daß er die Einheit seines Ausdrucks verletzt hätte. Daher die große Wirkung seiner Trauerspiele und Gedichte. Was nützt z. B. Wedekind die kundige Sprachgestaltung?! Gewiß: Einheit des Gefühls ist ihm nicht abzusprechen, Tonfall gleichfalls nicht, aber das Gefühl lebt in einer Niederung und der Wellenschlag seiner Sprache ist mäßig. Nun könnte ja eingewendet werden, daß der Nestroysche Schwung von Grillparzer nicht überboten wird, was ja der Wahrheit entspricht, doch

ist zu bedenken, daß bloß ein Teil der Kunst Nestroys eine Spitzenleistung bietet, die Gesamtheit aber hinter der Grillparzerschen zurückbleibt. Daß Grillparzer Menschen zeichnen kann, steht fest; Nestroy dagegen liefert oft groteske Gestalten, weil es so in seiner Absicht liegt. Man kann hier von einer weisen Beschränkung sprechen.

Ich und viele sind des Glaubens, daß der Wert eines Dichters vornehmlich davon abhängt, inwieweit es ihm gelingt, Gefühle in Worte zu bannen. Je tiefer und mächtiger die Gefühle sind, je mehr Kraft die Worte bergen, desto besser. Ich weiß zwar, daß dieser Standpunkt nicht ausschließlich für die Beurteilung maßgebend ist: die Kunst der sprachlichen Wiedergabe seelischer Vorgänge muß ebenfalls geprüft werden, allein diese Prüfung kommt erst hinterher. Hölderlin soll als Beispiel dienen. Seine Gefühle sind die edelsten und reinsten (wen stört es, wenn er in seiner Gehobenheit wie statt als schreibt?!), aber die Sprache ist zu farblos, zu weit entfernt von jeder Anschaulichkeit — und dennoch ist die Anteilnahme, die seinen Gedichten zugewendet wird, nicht gering, weil die Kraft des Gefühls sie anziehend macht. Goethe dagegen vereinigt so ziemlich alle Eigenschaften in sich, allerdings keine in vollendeter Ausprägung (die Lauterkeit Hölderlins fehlt ihm, ebenso die Männlichkeit Schillers und die Tiefe Shakespieres), aber die Ausgewogenheit des Ganzen ist seine Stärke, die ihm heute noch Anklang verschafft.

Um all das zu verdeutlichen, was ich sagen will, gehört jedoch die Bereitwilligkeit, mich anzuhören, und dieser bin ich mir nicht recht gewiß. Das Geschriebene wird ja vielleicht schon den Unwillen des Herrn Karl Kraus erregen, da er auf das, was irgendein Leser denkt, sicherlich nicht neugierig sein dürfte. Aber es gehört eben zu den Unannehmlichkeiten eines bedeutenden Schriftstellers und Mannes, daß seine Ausführungen Antworten auslösen. Was der Theaterkritiker der Kronen-Zeitung schreibt, wird niemanden bewegen, sich zur Maschine zu setzen und eine Entgegnung zu verfassen.

Die Einstellung des Herrn Karl Kraus zur Weltliteratur ist auf jeden Fall so beachtenswert, daß es sehr bedauerlich ist, daß die vielen Bemerkungen über Dichter und Werke in den unzähligen Fackelheften nicht gesammelt herausgegeben werden.

Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten
Hochachtung

— —

17. November

Sehr geehrter Herr!

In Ihrer Zuschrift, für deren so freundliche Absicht wir Ihnen bestens danken, ersuchen Sie uns, Herrn Karl Kraus mitzuteilen, daß entgegen seiner Ansicht die Schöpfungen Grillparzers von den Werken Raimunds und Nestroys nicht im ent-

Kraus durchaus nicht an Bereitwilligkeit — die wir Ihnen schon bewiesen haben — fehlt, einen Leser, der sich an die Maschine setzt, anzuhören, und Sie dürfen keineswegs glauben, daß die Umschlagnotiz, die Zuschriften wie der Ihren vorzubeugen sucht, einer hochmütigen Veranlagung entstamme. Wir bitten Sie jedoch zu bedenken, daß, wenn zu den vielen Bemerkungen über Dichter und Werke, die Sie in den unzähligen Fackelheften gefunden haben und gesammelt wünschen, sämtliche Leser schriftlich oder mündlich ihre Ansicht äußern wollten, sie unter gar keinen Umständen fortgesetzt oder auch nur gesammelt werden könnten, weil, je größer die Bereitwilligkeit, jene anzuhören, umso geringer die Möglichkeit wäre, sich selbst zur Maschine zu setzen oder, da Herr Karl Kraus solcher Erleichterung noch immer entbehrt, die Feder in die Hand zu nehmen. Empfangen Sie trotzdem unseren verbindlichsten Dank.

Mit vorzüglicher Hochachtung

In einem Gespräch mit Frau Tilly Wedekind heißt es:

Sicherlich war die gemeinschaftliche Arbeit das Enstudieren seiner Werke, das gemeinsame Auftreten und das sich um diese Abende breitende Schicksal das stärkste Erlebnis. Ich habe bei Frank ungemein viel gelernt. Der große Wert, den er auf das Wort legte, seine geradezu verbissene Vorliebe für die Sprache, für ihre sinnvolle Behandlung hat mich in das Alleininteresse für seine Werke hineingerissen. — — Der Bann, der von diesem Manne ausging, war überstark, seine Arbeit an mir eine geistige Oberhoheit, die mich zum Werkzeug machte. — —

In seiner Auffassung von der Art, wie seine Stücke gespielt werden sollten, war er fanatisch. Er protestierte gegen alle Darstellungsformen, die nicht wie er von dem Worte ausgingen, sich den landläufigen Begriffen des Publikums anzupassen suchten und in mißverständlicher Stoffilichkeit bei der Wiedergabe den Mißerfolg seiner Werke jahrelang herbeiführten. Als er selber kam und persönlich interpretierte, wies er der damaligen Schauspielkunst nach, daß sie durch Konventionalisierung seiner Probleme unbeabsichtigtes Lachen erzeugte, während er selber den Zuschauer genau instruierte, wann er lachen durfte, wann er ernst zu sein hatte und wo der tiefere Sinn seiner Arbeit lag. Er hatte es in dieser Führung des Publikums trotz aller Unbeholfenheit, mit der er anfänglich begann, bis zu einer gewissen Meisterschaft in der Interpretation ge-

bracht. — — Um diese Intellektmethoden begann sich später, als er sie oft genug vor Augen gestellt hatte, auch die übrige Schauspielerschaft zu kümmern. Vorher war Wedekind ihr Widersacher.

Sie haben wohl aufgeatmet, da sie ihn los wurden. Unter den Herren »Regisseuren« haben sie's leichter, und was namentlich der Zauberer, wenn er selbst da sitzt, aus ihnen »herausholt«, da staunt der Fachmann und ein Laie wie ich wundert sich. Er kam einmal als Gast mit seinem Ensemble, das aus den vorhandenen Kräften ergänzt wurde. Er saß bei der Probe, ließ wie gewohnt die Zunge spielen, aber nicht sprechen: er sagte nichts. Nur einmal murmelte er einem zu: »Ausgezeichnet!« »Noch nie«, hieß es am andern Tag, habe ein Regisseur so viel aus diesen Schauspielern »herausgeholt«. Wenn ich mir vorstellen sollte — ich halte mich zurück —, daß der große Nichtssager, wirklich etwas in eine Zeile des »Totentanz« hineinrede, wenn die Herrschaften Konversation machen, weil doch alles andere »Pathos« ist —, befiele mich ein Lachkrampf. Mit Wedekind hatten sie's schwerer. Und mit mir? Nun, ich (der Privatpersonen auf der Bühne nicht duldet, weil es bessere auf dem Kurfürstendamm gibt und das »Zeitgefühl« zuerst von einem alten Operndiener entfernen läßt) würde als Irrer angestarrt, weil ich bei »Offenbach« — nicht anders als bei Shakespeare und Nestroy — mit der Anrede an die Schauspieler beginne, »Nur unnatürlich sein! Vor allem unnatürlich! Alles weitere wird sich finden.« Dann beginne ich ihnen das Klima der Sprachregion darzustellen, in der die Charaktere wohnen, und zu erklären, daß ein Satz nicht bloß aus Subjekt und Prädikat besteht, die man zur Not — nicht immer — in die Verbindung eines äußern Sinnes bringen kann. Also leicht haben sie's nicht; aber manche sind dankbar und bekennen, daß sie da in sechs Probetagen mehr für die Bühne erworben haben als in sämtlichen eines zwanzigjährigen Bühnenlebens. In wenigen Stunden gelingt es, den ganzen Guano abzutragen, den die Gründlichen im Parterre aufgehäuft haben, die jetzt Regie führen und Kritik schreiben. Und die »Fachmänner« wollen mir einreden, es komme heutzutage auf die »Phantasie« an, mit der der Raum eingerichtet ist, worin Dilettanten Gedankenmord begehen!

Bunte Begebenheiten

— — Man feierte zum Schlusse insbesondere Max Reinhardt, der nach Wien gekommen war, um ein bißchen zu zaubern, wenn auch nur für ein paar kurze Tage.

Nach denen das Zauberwerk abgesetzt wurde. Wie heißt es doch im »Biberpelz«? »Und wissen Se: 't liejt wat in de Luft. Wat, weeß ick noch nich. Aber det wat liejt — det weeß ick so sicher . . . Es kracht, und wenn es kracht, Mutter Wolffen, denn — hat et jekracht. Oder auf jüdisch: »Es rieselt im Gemäuer«. Sogar Reinhardts Hinsichtl, der l. u., geht falsch los. Bringt es zuwege, die vorschriftsmäßige Ekstase mit der Antithese aus den »Bunten Begebenheiten« zu durchkreuzen. »Gott und Reinhardt« — das war ehedem der Satire entnommen und für die Schmockerei gerettet; jetzt heißt es schon, die Familie Politzer sei in die Kollegienkirche geströmt, um das Allerheiligste als geweihtes Bühnenrequisit zu bewundern«. »Max Reinhardt, von Dramaturgen und Aposteln umschwärmt«; »assistiert vom Erzengel Metzl«, habe er das »ausgiebig andersgläubige Kirchenschiff mit Rausch und Weihrauch sakralen, aber blühenden und glühenden Theaters gefüllt«. Er »rechtfertigte die Blasphemie« — natürlich man kann ja nicht gleich zur Satire überlaufen —; aber beim Weihespiel des Burgtheaters habe »der Nimbus des Hochaltars wie der Anwesenheit Otto H. Kahans« gefehlt. Die »markantesten Fixigkeiten Reinhardts« (als könnte man derlei von einem Schöpfer sagen) seien zwar übernommen worden, aber es fehlte die »erzbischöflich genehmigte Dollarsensation«. Es war der Sieg »jenes Geistes, der in der Mönchskutte raffinierteste Inspizientendienste tut«. (Daß Herr Paul Hartmann den Bettler »stürmisch zerknirscht« spielte, ist ein Adjektiv für sich.) Die Regie hat »aus der Konfession weihevoll entzücktes Theater« gemacht. »Ein wenig zu viel gebenedeite Statisterie«, man lebt sichtlich von Gnaden des »assimilierten Fachmannes Reinhardt«, und hier »siegt Preßburg noch immer über Kalksburg«. (Stand nicht auch so etwas schon in der Fackel?) Aber ob Preßburg über Kalksburg oder über Salzburg siegt, ist schließlich gehupft wie gesprungen. Jedenfalls merkt man, daß etwas in der Luft liegt, wenn sogar schon der l. u. wieder den Stachel löckt. (Sonderbares Wort, auch leckt, bedeutet aber: ausschlägt.)

Allein purer Neid erfaßt mich, wenn ich an Herrn Starhemberg denke, mit dem jener nun doch, wenngleicht nicht voll und ganz, zu Gericht geht. Aber ich bin Optimist, und ich meine, daß ich es vielleicht auch noch so weit bringe, wenn ich mir hiemit die Anwürfe zu eigen mache, naturgemäß soweit sie nicht wirklich rein formaler Natur sind, dafür ohne jeden Vorbehalt die Bezeichnung »Johannes der Täuscher«. Für diesen Anwurf wäre ich zu einem umfassenden Wahrheitsbeweis erbötig, auf Grund einer Erfahrung, mit der ich freilich nichts vor irgendeinem öffentlichen Menschen im In- oder Ausland voraushabe, der von Schober jemals im Leben ein Versprechen empfangen hat, wie zum Beispiel der französische oder der tschechoslowakische Gesandte. Sollte es mir wieder einmal nicht gelingen, weil ja die praktischen Erfolge mir immer von anderen weggeschnappt werden, so bin ich bereit, da es sich doch nicht um die Sache des Herrn Starhemberg handelt, sondern um die freilich kaum durchführbare Reinigung unseres politischen Lebens, wenn schon nicht als Angeklagter, so doch als Zeuge meine Pflicht zu erfüllen. Denn:

Ich kann wahrlich von mir sagen, daß ich mein ganzes Leben lang nichts als meine Pflicht getan habe, weil dies und nichts anderes meine Pflicht ist, und zwar nach den Motiven Üb' immer Treu und Radetzkymarsch: — —

Nachschrift

Schobers Anwalt hat, wie Prozeß und Urteil dartun, nicht auf der einen Seite Hoffnung und auf der andern Furcht genährt, sondern beide Seiten scheinen einander entgegengekommen zu sein. Zweihundert Schilling Geldstrafe sind entschieden weniger als sechzig Millionen, ja sogar, selbst für Linzer Ansprüche, dürftiger als der Betrag, mit dem die Wiener Justiz die Ehre eines Mitarbeiters der sozialdemokratischen und der schwerindustriellen Presse taxiert hat, und noch geringfügigere Fälle zu taxieren pflegt. Aber in dem Krupnik-Preis scheint eben die Unterlassung des Wahrheitsbeweises einkalkuliert zu sein. Schober hatte es leicht, über den Vorwurf, als »Verräter« gehandelt zu haben, zur Tagesordnung zu schreiten, denn Herr Starhemberg, der gleichfalls fand, daß es sich um politische Differenzen handle, die »im Gerichtssaal nicht auszutragen sind«, folgte ihm willig dorthin. Es war, als ob die Verbindung, deren er ihn beschuldigt hatte, ~~im Gerichtssaal~~ nicht so sehr bewiesen als dargetan werden sollte. Er verzichtete auf die Führung eines Wahrheitsbeweises und ermöglichte so das juridische Absurdum, daß der Richter nicht

nur die Schimpfwörter, die im Zusammenhang einer Anführung ehrenrühriger Tatsachen eben keine »Beschimpfungen« sind, für strafbar erklärte, sondern auch die Bezeichnung »Johannes der Täuscher« — »schon mit Rücksicht auf das Wortspiel« — für eine Verspottung, »für die ein Wahrheitsbeweis nicht zugelassen werden könnte, selbst wenn er angeboten worden wäre«. Welch ein Nonsens, da die »Verspottung«, der, soweit sie den Kläger trifft, etwas Tatsächliches, ob nun beweisbar oder nicht, zugrundegelegt war, als solche höchstens von der Staatsanwaltschaft wegen eines etwaigen blasphemischen Momentes unter Anklage gestellt werden könnte. Wenn ich behaupten will, daß Johannes getäuscht habe — und ich will es behaupten —, so habe ich in Linz nicht das Recht, diese Behauptung als Wortspiel zu formulieren. Aber vielleicht in Wien? Nach höchstrichterlicher und höchst richtiger Entscheidung darf man einen, dem man Lumpereien nachsagt, sogar mit dem Schimpfwort »Lump« belegen. Nun mag Herr Starhemberg bis zu welchem Grade er will einsehen, daß er in diesem Punkte bloß »geschimpft« habe. Daß er aber mit der überaus glücklichen Formulierung »Johannes der Täuscher« — die geradezu in den Büchmann aufgenommen zu werden verdient — einen bestimmten Sachverhalt behaupten wollte, wird er kaum zu leugnen versuchen. Die Gründe, die ihn selbst da zu einem Verzicht auf die Führung des Wahrheitsbeweises bewogen haben, scheinen tatsächlich dem Gebiet einer Politik zuzugehören, die einem Gerichtsverfahren besser ausweicht. Ich, der solchen Interessen und Erwägungen fern steht, übernehme hiemit, aus allgemein moralischen wie aus rechtswissenschaftlichen Gründen, die Bezeichnung »Johannes der Täuscher«, auf die der Autor so großmütig verzichtet hat, zitiere statt Rückert Starhemberg, und fordere Schober wieder einmal zu etwas auf: zu einem Schritt, der vielleicht doch jenen anderen nach sich ziehen könnte, durch den wenn er mir seinerzeit gefolgt hätte, dem Staate ein Unglück erspart worden wäre, das seinen Dimensionen Hohn spricht. Der Sachverhalt des Verrates an der Heimwehr würde mich bei der Führung des Wahrheitsbeweises — den jedes Gericht, dem man ihn anbietet, zulassen muß — wenig interessieren, wiewohl ich Herrn Starhemberg keineswegs garantieren könnte, daß ich auf sein Wissen so freimütig verzichten würde, wie er auf das meine, und daß er nicht als Zeuge in die Lage käme, politische Differenzen im Gerichtssaal auszutragen, wobei ich natürlich keine Unklarheit darüber aufkommen ließe, daß der Verrat an der Heimwehr zwar Aufschluß über den einstigen Treuhänder gibt oder mehrt, doch ~~sonst~~ mir keinerlei Emotion verursacht. Aber mir würde, falls jener erklären sollte, daß er nicht in der Lage sei, dem Johannes auch nur die geringste Täuschung zum Vorwurf zu machen, mein eigenes »Abenteuer mit Schober« voll und ganz genügen.

Notizen, Briefe, Glossen

Mittlerer Konzerthaussaal, 13. November, 3/4 8 Uhr:

600. Vorlesung

I. Worte in Versen (Übertragung durch Radio Wien): Zum ewigen Frieden / Vor einem Springbrunnen / Todesfurcht / Jugend / Das Kind / An meinen Drucker / Wiedersehn mit Schmetterlingen / Der Reim / Leben ohne Eitelkeit / Der Grund / Radio / Die Raben.

II. Der Traum ein Wiener Leben (1910). — Ein Zitat aus Belloc. — Vorrede. Das Schoberlied. — Das Ehrenkreuz (1909). — Bunte Begebenheiten. — Kinder als Zeitungsleser. — Ein Zitat aus Baudelaire. — Das Lied von der Presse. — Reklamefahrten zur Hölle (November 1921).

Auf dem Programm:

Die Feier des 600. Abends würde nach dem Sinn des Vortragenden erst erfolgen, wenn er zum 601., dem seines geliebten Vert-Vert, ein ebenso vollzähliges Auditorium versammelt sähe. Sie wäre die Teilnahme an einer Zeitflucht, die die wahre und letzte Beziehung zu der verpesteten Gegenwart bedeutet; sie wäre die Anerkennung der eigeneren Schriften des Autors und des Ranges, den der Vortragende des Theaters der Dichtung sich selbst streitig macht. Hingegen sei man endlich mit ihm überein, daß sich der Triumph der Dummheit und der Lumperei, denen wir alle mit Haut und Haar geopfert sind, nicht mehr bestreiten, sondern nur noch besingen läßt.

Nebst Bücheranzeigen eine Statistik der Vorlesungen, entsprechend der zur 500., u. a.:

Von den 600 Vorlesungen haben 351 in Wien, 249 außerhalb Wiens stattgefunden; die außerhalb Wiens in Berlin (97), Prag (46), Hamburg (10), München (10), Paris (10), Brünn (8), Mährisch-Ostrau (7), Breslau (6), Teplitz-Schönau (6), Dresden (4), Graz (4), Innsbruck (4), Zürich (4), Karlsbad (3), Bielitz (2), Budapest (2), Czernowitz (2), Frankfurt a. M. (2), Neustrelitz (2), Preßburg (2), Triest (2), Aachen, Aussig, Bodenbach, Dortmund, Dzieditz, Essen, Gablonz, Hagen, Heidelberg, Königsberg, Linz, Mannheim, Pilsen, Pola, Salzburg, Troppau. — —

An 256 Abenden wurden eigene Schriften, an 127 Abenden teils eigene, teils fremde, an 217 Abenden ausschließlich fremde Schriften gelesen. — —

Zum Schluß die Notiz:

Der Verlag der Fackel übernimmt Spenden für die notleidende Familie Frank Wedekinds, der das Honorar für die heutige Radioübertragung zugewendet wird.

*

Ebenda, 29. November, 1/48 Uhr (Novemb)

Zum 1. Mal

Vert-Vert

Komische Oper in drei Akten von Jacques Offenbach

Neuer Text (nach Henry Meilhac und Charles Nuitter) von Karl Kraus

Musikalische Einrichtung und Begleitung: Franz Mittler

Personen:

Mademoiselle Paturelle, stellvertretende Direktrice eines Pensionats	Mlle.	Révilly	Frau	Schäfer
Valentin, ihr Neffe, später unter dem Namen Vert-Vert	Mr.	Capoul	Frl.	M. Wagner
Mimi } Pensionärinnen	Mlles.	Cico	„	Meyerhoff
Bathilde } Pensionärinnen		Moisset	„	Löscner
Emma } Pensionärinnen		Tual	„	Hoppé
Baladon, Tanzmeister	MM.	Couderc	Hr.	Blasel
Binet, Gärtner		Sainte-Foy	„	Matras
Graf Gaston d'Arlange } Dragoneroffiziere		Gaillard	„	Eppich
Chevalier de Bergerac } Dragoneroffiziere		Potel	„	Karutz
Friquet, ein junger Dragoner		Leroy	„	Wüst
Corilla, Sängerin	Mlle.	Girard	Frl.	Stauber
Bellecour, Sänger	MM.	Ponchard	Hr	Knaack
Maniquet, Theaterdirektor		Bernard	„	Röhring
Ein Regisseur			„	Braunmüller
Pacot, ein Landmann			„	Mahr
Schwester Veronica			Frau	Hopp
Mariette, Magd im Gasthofe	Mlle.	Coralie	Frl.	R. Wagner
Zwei unbewegliche Diener				

Pensionärinnen, Dragoner, Schauspieler und Schauspielerinnen, Wirtsleute, Kellner und Mägde

Die Handlung des ersten und des dritten Aktes spielt im Klostergarten des adeligen Damenstiftes von Saint-Remis, die des zweiten Aktes im Saal des Gasthofes zum goldenen Löwen in Nevers.

Zeit: die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Zeitstrophen zu dem Garnison-Couplet der Corilla im zweiten Akt.

In der Prager deutschen Radiosendung hat am 4. November ein Vortrag unter dem Titel »Arbeitersendung, Dr. Emil Franzel und Hans Lichtwitz: Lyrik und Satire in der Dichtung Karl Kraus'« stattgefunden. Die Rezitation brachte:

Wiese im Park / Landschaft / Die Raben / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Das siebente Gebot / Der große Beträg / Derselbe (§ 144) / Zwei Soldatenlieder / Elysisches / Dichterschule / Die Zeitung / Alles, nur nicht die Gobelins! / An den Bürger.

»Außerdem wurden im Vortrag«, so heißt es, »einzelne Verse und Strophen aus Gedichten zitiert. Aus dem Gedicht ‚Dichterschule' hatte der Zensor die zweite Strophe gestrichen«. (Vielleicht, weil in der offiziellen Welt — der das Radio angegliedert ist, anstatt sie kaput zu schlagen — bloß eine tätige Beziehung zu dem Körperteil, der in der Strophe vorkommt, anerkannt wird.) Der Vortrag (des sozialistischen Schriftstellers) richtete sich zunächst »gegen den dauernden Mißbrauch der Gedanken und Wortprägungen« der Fackel »in der sozialistischen Presse oder in einem Teil dieser Presse«, und zwar mit den Worten:

Der Satiriker Karl Kraus ist allen Totschweigemethoden der Presse zum Trotz weit über den Kreis seiner Gemeinde, der Leser der Fackel, hinaus bekannt geworden. Die Arbeiterschaft kennt ihn als treuen Freund ihrer Sache und als Hasser ihrer Feinde. Der wahre Schätzer und Verehrer des unerbittlichen Richters unserer Zeit wird aber bedauern, daß die Popularität der Satire Karl Kraus' in weiten Bereichen der proletarischen Publizistik und Journalistik Maße und Formen angenommen hat, die nur noch ein verzerrtes Bild der Urgesalt und des Vorbildes ergeben: gerade wo er nicht genannt wird, erscheint Karl Kraus tagtäglich kopiert, kehren die einmaligen Wortgestalten seiner Satire als Formeln und Clichés wieder, übt sich journalistische Fixigkeit im Mißbrauch seines Wortes. Darum sei versucht, vor diesem Hörerkreis die Satire Karl Kraus' gegen die journalistische Sphäre abzugrenzen, die sich an ihr bereichern und sie zum Ornament der Zeitung entwürdigen möchte, und ihren Ursprung in der Dichtung, in der reinen Lyrik bloßzulegen. Die Satire Karl Kraus' gehört in das Reich der Dichtung, wo die Schöpfung einmalig und nicht wiederholbar ist, nicht in den Kreis der Journalistik, wo es keine schöpferische Tat, sondern trotz den ewig neuen Anlässen nur die Wiederholung, die Schablone gibt . . . .

Merk's Wien, Stadt meiner Lieder! Und in diesem Zusammenhang bleibe nicht unbeachtet, daß eine Wiener Feuilleton-Korrespondenz einen Aufsatz von Ernst Fischer (nicht zu verwechseln mit Heinrich) versendet, jenem tat-

kräftigen Autor, dem ich viel von meiner Verbreitung verdanke und der zwar öffentlich für den Kästner schwärmt, aber eine heimliche Schwäche für mich hat. Der Aufsatz, der sich »Abenteuer mit der Sprache« betitelt und schon im Titel ein herziges Mißverständnis enthält, beginnt so:

Die Franzosen haben zu ihrer Sprache eine ordentliche Beziehung, die Deutschen ein schlampiges Verhältnis. In Frankreich werden alle Probleme der Sprache von der Akademie geregelt, in Deutschland kann jeder mit der Sprache treiben, was er will. In Frankreich entstehen die neuen Worte legitim, in Deutschland werden sie wild geboren, als Kinder grammatikalischer Unzucht und sprachlicher Abenteuer.

Nicht unrichtig und gleichwohl verhatscht. Wenn Herr Fischer wüßte, was sprachliche Abenteuer sind, würde er zu schreiben aufhören. Warum denn als Mitarbeiter der Arbeiter-Zeitung gar so legitim tun! An Deutschland sind wir ihrem Sinne nach längst angeschlossen, und für das, was sie mit der Sprache treibt, besitze ich annähernd fünfhundert Beispiele aus den letzten Jahren. Eine Bettgeherbeziehung, die mit Neid auf die schlampigen Verhältnisse in bürgerlichen Journalkreisen blickt, der sich aber doch eine ganz pikante Gerichtssaalrubrik abgewinnen ließe.

Wien, am 6 August 1931

An den

Verlag der Fackel

Wien.

»Zu der Tragödie Friedrich Austerlitz« ist wohl nur für besonders Eingeweihte bestimmt. Für solche Leser, welche nur »ahnen« können, sind die Ausführungen nur halb verständlich.

— —

Wien, 7. September 1931

Sehr geehrter Herr!

Wir gelangen erst heute dazu, den Empfang Ihres Schreibens vom 6. August zu bestätigen, dessen Absicht uns leider so wenig verständlich ist wie Ihnen die »Ausführungen«, von denen Sie sprechen. Eine eigentliche Antwort wäre uns weder möglich, wenn Ihr Schreiben eine Beschwerde oder einen Tadel, noch wenn es eine Anfrage oder das Ersuchen um einen Kommentar bezwecken sollte. Im ersten Fall wäre der Leser auf sein Recht zu verweisen, einer Lektüre, die ihn nicht befriedigt, künftig zu

entsagen. Im zweiten Fall auf die gewiß verständliche prinzipielle Unmöglichkeit, seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Wir möchten Sie nur im Allgemeinen dahin aufklären, daß jedes in der Fackel gedruckte Wort ein Verständnis anspricht und befriedigt, das jeweils die Kenntnis einer vorangegangenen zeitgeschichtlichen Darstellung oder Polemik mitbringt; ohne diese Voraussetzung muß jedes in der Fackel gedruckte Wort unverständlich oder mißverständlich bleiben. Wenn wir dies sagen, beschränken wir freilich das Verständnis auf den Anspruch einer rein stofflichen, informatorischen, journalistischen Erfassung des Inhalts, also auf ein Bedürfnis, das den Autor der Fackel sehr wenig angeht. Sollten Sie nun aber meinen, daß die »Ausführungen» auch für den ständigen Leser und Kenner des Zusammenhangs oder für den, der einen Gedanken jenseits des informatorischen Moments zu erfassen vermag, unverständlich seien, so wären Sie im Irrtum. Denn diese Leser haben durchaus die Absicht verstanden (und das Gelingen gewürdigt), solchen Anschauungen, die in einem bestimmten Zeitpunkt eben nicht mit der Deutlichkeit einer Information ausdrückbar sind, den entsprechenden Ausdruck zu geben. Daß etwas, was in der Fackel steht, »nur für besonders Eingeweihte bestimmt« sein könnte, ist eine falsche Meinung. Eingeweiht sind sämtliche Leser der Fackel, die als Zeugen eines jahrelangen Kampfes die schonungsvolle Behandlung eines tragischen Opfers der Parteireligion verstanden hatten und die nun auch verstanden haben, daß der Ausdruck unsäglicher Dinge, auf die vor einer Bahre hingewiesen wird, nicht die Enthüllung sein kann, sondern daß er eben noch dem Unsäglichen gerecht wird. Wenn Sie, solcher Absicht verschlossen, mehr darüber zu erfahren wünschen, so müßten Sie sich vorläufig an die Redaktion der Arbeiter-Zeitung wenden, die es Ihnen aber gleichfalls nicht sagen dürfte.

Wir zeichnen — ohne die Formlosigkeit Ihres Schreibens vergelten zu wollen — mit

vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel

Die Spaltung in der deutschen Sozialdemokratie (Seydewitz-Kurt Rosenfeld) war von einer Tat begleitet, in der sich der geistige und moralische Habitus der Partei noch an jenen zu erkennen gab, die sich gegen sie auflehnen:

GEBURTS-
ANZEIGE!

Heute wurde als Sprößling der deutschen Zensurfreiheit und der Leipziger Demokratie in Berlin die sozialistische Wochenzeitung

SWZ „Die Fackel"

in die Welt gesetzt. Gleichzeitig beehren wir uns mitzuteilen, daß wir für den neuen Erdenbürger den zweiten Mann zur Werbung und evtl. Eheschließung suchen. Auch der dritte Mann und weitere können sich bereits melden.

Freie Verlagsgesellschaft.

Da ich für Humor wenig Sinn habe und weder gezwungen werden kann, Taufpate zu sein, noch ernstlich gewillt bin, zum Totgeschwiegenwerden mich auch bei Lebzeiten beerben zu lassen, so wurden gerichtliche Schritte unternommen, die die Namensänderung des Neugebornen erwirken sollten. (Denn wozu hätten wir denn Kadis in Berlin?) Bevor die fröhlichen Eltern sich gutwillig hiezu verpflichteten (da wir Wiener ja doch kein' Kadi brauchen werden), trat der Humor noch einmal in seine Rechte, indem sich nämlich die Hebamme meldete, gleich einer resoluten Paulina dem rasenden Leontes das Kind, damit er's anerkenne, einfach hinlegend:

Reichstag
Abgeordneter

Berlin NW 7, den 14. 10. 1931.

Sehr verehrter Herr Dr. Kraus,

Sie werden sich wundern, von einem Ihnen ganz fremden Menschen einen Brief zu erhalten. Zunächst einmal möchte ich Ihnen sagen, daß ich Sie aus Ihren Vorlesungen in Wien gut kenne, da ich längere Zeit in Wien wohnte. Auch Ihre Zeitschrift »Die Fackel« ist mir von dorther gut bekannt. — Weiter möchte ich Ihnen aber mitteilen, daß ich die Geschäftsführerin der Freien Verlagsgesellschaft bin, die die Ihnen inzwischen auch bekanntgewordene Wochenzeitung »Die Fackel« herausbringt.

Ihre politische Einstellung ist mir aus Ihren Schriften und Vorlesungen bekannt. Ich weiß, daß Sie die gleichen Ziele verfolgen wie wir. Ich weiß auch genau, daß Sie uns durch Ihren Einspruch gegen die Führung des Namens »Die Fackel« keinerlei Unannehmlichkeiten machen wollten. Der Erfolg ist jedoch gerade das Gegenteil. Im

Augenblick, wo es galt, gegen die Politik der SPD, gegen die Bonzokratie innerhalb der Partei aufzutreten, wäre uns die Möglichkeit dazu beinahe genommen worden, wenn wir nicht durch einen Zufall von Ihrem Einspruch Kenntnis erhalten hätten. Sie können sich vorstellen, welch unermeßlicher Schaden das für unsere Bewegung gewesen wäre. Nun liegt die Sache aber auch so, daß unsere Zeitung unter dem Namen »Fackel« in ganz Deutschland so bekannt geworden ist, daß eine Änderung des Namens eine große Schwächung bedeuten würde. Ich kann nicht annehmen, daß Sie dies bezwecken. Ich weiß im Augenblick auch nicht, wie die rechtliche Grundlage dafür ist, ich habe im Augenblick nur den Wunsch, mich mit Ihnen über die Sache zu verständigen.

Wenn es Ihnen, sehr verehrter Herr Dr. Kraus, deshalb irgend möglich ist, so bitte ich Sie ganz dringend, mir eine Nachricht zukommen zu lassen und mir mitzuteilen, ob nicht doch die Möglichkeit besteht, zu einer gütlichen Einigung zu kommen. Ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar, wenn Sie dies bald tun würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ruth Seydewitz

16. Oktober 1931

Sehr geehrte Frau Seydewitz!

Ihre Bitte um Verständigung, deren Freimütigkeit wir keineswegs verkennen, beruft sich mit Recht auf eine gegenseitige Bekanntschaft. Ihnen war die von Herrn Karl Kraus herausgegebene Zeitschrift, die den Titel »Die Fackel« führt, wie Sie erwähnen, schon von Wien her gut bekannt, und Sie sind nunmehr die Geschäftsführerin der Freien Verlagsgesellschaft, die »Die Fackel« herausgibt, von der Sie sagen, daß sie inzwischen Herrn Karl Kraus auch bekannt geworden ist. Das erste hat Sie nicht abgehalten, Ihrer Zeitschrift den Titel »Die Fackel« zu geben oder doch als Geschäftsführerin nicht zu verhindern, daß ihr dieser Titel gegeben werde. Das zweite verhält sich genau so, wie Sie sagen. Denn ohne daß uns Ihre Fackel bekannt geworden wäre, hätten wir unmöglich jene juristischen Schritte zum Schutze der unsern einleiten können, die Sie nun abzuwenden bemüht sind. Auch die »politische Einstellung« der Fackel, nämlich der schon seit 33 Jahren bestehenden, ist Ihnen, wie Sie erwähnen, bekannt, und Sie meinen, daß deren Herausgeber »die gleichen Ziele verfolgt« wie Ihre Partei, die die Zeitschrift gleichen Namens herausgibt. Wenn dies der Fall ist

oder Sie doch diese Auffassung haben, so hätten Sie wohl eher darauf bedacht sein müssen, einer Verwechslung vorzubeugen, als sie herbeizuführen, da ja die gleichen Ziele gewiß nicht den gleichen Titel erfordern oder ein Recht auf ihn verleihen. Sie gehen durchaus nicht fehl mit der Vermutung, daß wir Ihnen durch unseren Einspruch gegen die Führung des Namens »Die Fackel« »keinerlei Unannehmlichkeiten machen wollten«. Wir wollten uns bloß solche vom Halse halten. Sie beklagen es, daß »der Erfolg genau das Gegenteil ist« und daß Sie, wenn Sie »nicht durch einen Zufall« von dem Einspruch Kenntnis erhalten hätten, schwer geschädigt worden wären. Es ist ganz richtig, daß Sie dadurch das Entgegenkommen der Bewilligung einer Frist zur Änderung des Titels erwirkt haben. Sie führen nun, um ein weiteres Entgegenkommen zu erlangen, den Umstand ins Treffen, Ihre Zeitung sei »unter dem Namen ‚Fackel' in ganz Deutschland so bekannt geworden«, daß eine Änderung einen großen Schaden bedeuten würde. Mit Recht nehmen Sie wieder an, daß wir Ihre Schädigung nicht bezwecken. Mit Unrecht verkennen Sie nur unsern wahren Zweck: uns vor Schädigung zu schützen. Sie wissen im Augenblick nicht, wie die rechtliche Grundlage ist. Das weiß aber doch bestimmt Ihr juristischer Berater, der keinesfalls der Meinung sein dürfte, daß das Gesetz, auf das wir uns stützen können, den, der sich einen Titel aneignet, gegen denjenigen zu schützen hat, dem solches widerfahren ist. Sie wünschen eine Verständigung, ohne ein Wort der Entschuldigung oder auch nur der Erklärung dafür beizubringen, wie es geschehen konnte, daß Personen, denen unsere Zeitschrift »Die Fackel« gut bekannt war, sich deren Titel für die ihre angeeignet haben. Denn Sie scheinen der Ansicht zu sein, daß eine Verbreitung, die bereits zu unserem Schaden erfolgt ist, nebst der Betonung einer Zielgemeinschaft, die die Verwechslung befördert, eine hinreichende Exkulpierung sei. Was die Zielgemeinschaft betrifft, so machen wir natürlich gar kein Hehl daraus, daß wir an Ihrer Entschlossenheit, »gegen die Bonzokratie innerhalb der Partei aufzutreten«, mit vollster Sympathie beteiligt sind. Aber wir können Ihnen auch nicht verhehlen, daß wir das publizistische Mittel wie die Art seiner Rechtfertigung nicht für besonders geeignet halten, gegenüber dem moralischen

und geistigen Bankerott der sozialdemokratischen Partei Kredit zu verschaffen.

In der Sache selbst bitten wir Sie sich an unsern Berliner Rechtsanwalt zu wenden, der vielleicht einen Ausweg findet, wie man die Änderung des Titels Ihrer Zeitschrift ohne Schädigung Ihrer wie unserer Sache bewirken könnte, und dessen Vorschlag wir dann prüfen wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

Seit Anfang November führt das Kind schon einen andern Namen. Der Fall, aus der Welt geschafft, kann nicht aus der Welt der Fackel geschafft werden; doch sei ausdrücklich anerkannt, daß der Abgeordnete Kurt Rosenfeld nicht zu spät das Unrecht loyal eingesehen und für das Entgegenkommen des Verzichts auf die gerichtliche Remedur in aller Form gedankt hat. Für den Ernstfall wäre immerhin relevant gewesen, daß Artikel über die neue Fackel als »Belegexemplare« an die alte gesandt wurden. (Daß das Wiener Zentralorgan wieder einmal die Fackel nennen konnte, nämlich die neue, versteht sich von selbst.) Als Grund für die Wahl des Titels wurde von wohlmeinender Seite — was glaubt man, angegeben? Zeitmangel! Verehrer, denen in der Eile nichts anderes einfiel. Andere leben in Deutschland seit drei Jahrzehnten von dem geistigen Inhalt. Jetzt stelle man sich erst vor, daß die Fackel durch all die Zeit Rezensionsexemplare abgegeben hätte. Sie wäre weniger besprochen und mehr bestohlen worden.

»Das nicht, aber auf eine gute Idee hat er uns gebracht«. Wer könnte sagen, wie viel Pleiten ich schon abgewendet habe, wie mit Offenbach die des Herrn Reinhardt? (Hab ich wirklich?) Allerdings, da hätte auch Steinmeier in der Friedrichstraße seinen redlichen Anteil. Ja, wir verschaffen andern die Mittel, sich in Szene zu setzen, aber wir besitzen sie nicht. Es ist immer das alte Lied, die Epigonen heimsen den Erfolg ein. Ich habe, da ich als Provinzonkel in Berlin nichts versäumen will, nach einer wilden Nacht bei jenem — der bis heute nicht einmal das Ehrendoktorat von Frankfurt an der Oder erlangt hat — mir die Fleischparade der »Schönen Helena« angesehen, alles in Ordnung gefunden und nur als störend eines bemängelt: die Hauptsache. Daß

nämlich von der Regie, die eben doch nicht an Steinmeiers Stufung und Ballung hinanreicht, immer, wenn der Akt auf seinem Höhepunkt angelangt ist, also just in dem Moment, wo nichts gesprochen werden dürfte (als höchstens »Sag Iltis zu mir!«) die Quantität des Herrn Friedell vorgeschoben wird. Mutet der gefeierte Kulturhistoriker als Ersatz für eine Vielheit erwerbsloser Schauspieler so absurd an, wie er zwischen schlechten Berufskomikern durch seine Fadheit und Privatheit komisch wirkt, so bietet dieser eingelegte Merkur als Gott der Theaterdirektoren doch immer wieder die Möglichkeit, von der eigentlichen Schändung der Helena-Musik durch junior Korngold abzulenken, was nicht einmal der Augen- und Ohrenweide Friedels, nämlich des Fräuleins Friedel Schuster gelingt, die doch die einzige Verbindung dieses orgiastischen Humbugs und aufgeplusterten Dilettantismus mit dem Theaterwesen vorstellt. Da ich ein Demonstrator von dessen unvorstellbarer Zeitgestalt bin, die ich freilich dem Unfug dieser Zwischenexistenzen von Regisseuren zuschreibe, so darf ich auch die echten Theatereindrücke nicht unerwähnt lassen, die sich dort noch einstellen, wo es der Individualität gelingt, sich gegen die Vergewaltigung durch ein Metier zu behaupten, dessen Vertreter von rechtswegen nicht einmal im Zuschauerraum zu dulden wären. Vor den Berliner »Prominenten«, jenen, die ihr männliches Geschlecht im Verkehr mit der Presse verleugnen, habe ich samt und sonders keine hohe Meinung. Unter den vielen weiblichen Begabungen, die es unstreitig heute wieder gibt, muß der souveränsten Bühnengestalt, die das jetzige Berlin aufweist, gedacht werden: Gitta Alpar, der einzigen Operettensängerin seit der Stojan (die Geistinger habe ich nur als wiederkehrende Greisin gesehen), bei der — selbst in der Niederung der »Dubarry« — Singen und Sprechen, Ton und Gebärde selbsverständliche und nicht in Mühsal vereinte Funktionen bilden, für Offenbach geboren und an Rotter verloren. Von zuletzt Gesehenen: die noble Lucie Mannheim und Dolly Haas, für deren kindmenschliche Züge P. A. gestorben wäre, in dem vorzüglichen Kitschfilm »Der Ball«, worin sie reicheren Spielraum erfüllen, als ein Dutzend Bühnenabende zu gewähren vermöchten. In der Öde des »Hauptmanns von Köpenick« Käthe Haack, und immer wieder die seltene, viel zu seltene, Blandine Ebinger, Aschenbrödel und Prinzessin, die durch ihre Schießbudenszene jeder Art von Publikum fühlbar machen

27 259 58

Der Gieseke

Einstweilen wälzen sich noch die Prominenten in den Zeitungsspalten herum, aber lang' kann's nicht mehr dauern. Man beeile sich darum, das Antlitz des Herrn Abraham zu schauen, wie er auf der Leinwand des Tonfilms »Viktoria und ihr Husar« sein Orchester anfeuert. Sehr wichtig ist auch, daß die Ravag ~~noch~~ die Garderobengespräche des Herrn Pallenberg vor dem Auftreten überträgt. Und vor allem versäume man kein Interview mit Herrn Jannings, der sobald er Wiener Boden berührt, Antäuskräfte entfaltet. Es handelt sich um nichts Geringeres als um »den Gieseke« Wissen Sie, was »der Gieseke« ist? Er kommt im »Weißen Rößl« vor, dessen Zaubermacht die Völker mit Ausnahme von China und Japan ~~versöhnt~~ hat, aber es handelt sich jetzt um die Fortsetzung. ~~Es~~ soll ein Weihnachtsgeschenk für die lieben Wiener sein. Beer wollte, daß Müller wollte, daß Jannings den Gieseke spielen wollte. Es bestand ein Plan, und der wird nun zustandekommen. »Ich glaube, ich werde es machen, warum soll ein tragischer Schauspieler nicht auch einmal etwas Heiteres spielen? Ja warum nicht? Herr Jannings ist ein tragischer Schauspieler, also machen wir. »Sie müssen wissen«, sagte ~~Jannings~~ einem unserer Mitarbeiter, daß es für ihn eine große Freude sei, mal auch usw. Was man alles wissen muß! In hundert Varianten wird es gebracht und immer wieder »der Gieseke«, bei dessen bloßer Ahnung ~~ich~~ schon in den Neunzigerjahren trübsinnig würde. Der Geniegedanke der Weltbeglückung durch das »Weiße Rößl« — aber Herr Jannings wird die Fortsetzung spielen, weil dort der Gieseke stärker hervortritt — stammt von ihm. Müller und Charell waren bei ihm in St. Wolfgang (wo die Tragöden faxenschlagen), Charells Stirne war gerunzelt.

Machen Sie doch das »Weiße Rößl«, sage ich zu ihm mit momentanem Einfall, und wirklich, Charell sah mit Künstlerauge sofort die großen Ausstattungsmöglichkeiten, die in dieser Idee steckten.

Und seither lebt die Welt trotz Giftgas und Pleite in dulce jubilo und ist nur ein einziges »Haus Vaterland«. Vorläufig steht Herr Jannings »noch im Banne« des Fuhrmanns Henschel — aber dann kommt der Gieseke!

Berlin, 15. Oktober 1931.

Sehr geehrter Herr!

Ein großer deutscher Zeitungsverlag hat uns beauftragt, ihm für seine illustrierte Ausgabe eine Sammlung von Porträts bekannter Persönlichkeiten aus Literatur und Kunst zu liefern. Einmal für diesen Zweck, dann aber auch, um Ihr Bild in unser Archiv aufzunehmen, das die größte deutsche Porträtsammlung umfaßt, die von der Presse wegen der guten Qualität der Aufnahmen mit Vorliebe zu Illustrationszwecken herangezogen wird, bitten wir Sie, uns Gelegenheit zu einer Porträtaufnahme geben zu wollen.

Wir dürfen annehmen, daß Ihr Weg Sie ab und zu nach Berlin führt und daß dann die Möglichkeit vorhanden ist, eine solche Aufnahme zu machen. Diese könnte nach Ihrer Wahl in ihrem Hotel oder in unserem Aufnahmeraum erfolgen und würde Ihre Zeit nur wenige Minuten in Anspruch nehmen. Wegen seiner günstigen Lichtverhältnisse und aus sonstigen technischen Gründen bietet unser Aufnahmeraum allerdings besondere Vorteile. Sollten Sie es einrichten können, bei uns in der Friedrich Ebert-Str. 9, II (in unmittelbarer Nähe des Potsdamer-Platzes) vorzusprechen, wären wir Ihnen außerordentlich dankbar. Wenn Ihr Weg Sie jedoch nicht bei uns vorbeiführt, senden wir auch gern einen unserer Herren in Ihr Hotel.

Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß Ihnen aus der Aufnahme keinerlei Kosten oder Verpflichtungen entstehen und daß wir Ihnen unseren Dank durch Übersendung eines Bildes in bester Ausführung abstatten würden.

Wir bitten Sie, wenn Sie einmal in Berlin sind, uns freundlichst telefonisch benachrichtigen zu wollen, ob und wann wir die Aufnahme machen dürfen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Transocean, G. m. b. H.

23. Oktober 1931.

An Transocean, G. m. b. H.
Berlin W 9
Friedrich-Ebert-Str. 9

Sehr geehrte Herren!

Auf Ihre Einladung vom 15. d. M. antworten wir: Ihre Vermutung, daß Herrn Karl Kraus der Weg ab und zu nach Berlin führt, ist ganz stichhaltig; gerade jetzt hält er sich in Berlin auf. Gleichwohl ist er weder in der Lage, zum Zweck einer photographischen Aufnahme bei Ihnen vorzusprechen noch einen Ihrer Herren bei sich zu empfangen. Sie nehmen, offenbar infolge

einer nur oberflächlichen Kenntnis seines Wirkens — welches sein Bild für die illustrierte Ausgabe eines großen deutschen Zeitungsverlags geeignet erscheinen läßt — mit Unrecht an, daß ihn eine solche Bestimmung Ihrem Angebot geneigt machen wird, wie nicht minder der allgemeine Hinweis darauf, daß Ihre Sammlung von der Presse wegen der guten Qualität der Aufnahmen mit Vorliebe zu Illustrationszwecken herangezogen wird. Sie scheinen so wenig wie jener große deutsche Zeitungsverlag zu wissen, daß das Wirken des Herausgebers der Fackel nicht so sehr darin besteht, eine Schätzung als die Verachtung der Presse zum Ausdruck zu bringen. Es existieren bereits zahllose gute Aufnahmen des Herrn Karl Kraus, die zu einem Verkauf für wohltätige Zwecke hergestellt wurden. Die Erlaubnis der Veröffentlichung wird in keinem Falle erteilt, und sooft sie dennoch vorgenommen wurde, konnte das »Recht am Bilde« mit Erfolg geltend gemacht werden. Dieses Recht schützt freilich nur in Österreich. Wenn eine reichsdeutsche Zeitung, die etwa der Meinung ist, daß Herr Karl Kraus als »zeitgeschichtliche Persönlichkeit« in Betracht komme, die Veröffentlichung der Photographie vornimmt, so kann bloß der Photograph angewiesen werden, sein Urheberrecht geltend zu machen. Ohne Einwilligung des Photographierten darf auch er es im gegebenen Falle nicht abtreten. Daß aber zum Zweck der Publizierung in der Presse eine Aufnahme hergestellt werden sollte, davon kann keine Rede sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

Weit gebracht

Aus den ‚Hamburger Nachrichten':

— — Das neue Stück, an dem Zuckmayer arbeitet, »Eduard VII.«, behandelt die historische Gestalt des englischen Königs und soll eine Rolle für Karl Kraus oder Emil Jannings werden.

Humoristen untereinander

— — Das Sprachgefühl Reimanns ist so lebendig und so fein, daß ich ihm und uns nur eines wünschte: er sollte einmal das herrliche Buch des alten Wustmann »Allerlei Sprachdummheiten« neu bearbeiten. Die Neuauflage dieser Sprachbibel ist gekürzt und lange nicht mehr so gut wie zu Lebzeiten Wustmanns, und manches ist veraltet darin. — — Reimann, der Qualitätsgefühl hat, weiß, daß zum Beispiel Roda Roda eine der saubersten Schreibarten sein / nennt, die wir kennen, klipp und klar, aber er ist ja nur ein Humorist. Wenn es einen Roda Roda-Ring gäbe —: Hans Reimann hat ihn allemal verdient.

Peter Panter

---

27. April 1931.

An den

Verlag »Die Fackel«

Ich lese seit langen Jahren die Fackel und freue mich insbesondere auch immer über den Kampf, den Sie gegen die Verwilderung der deutschen Schriftsprache führen. Umsomehr wundert es mich, daß es auf der letzten Umschlagseite Ihrer Zeitung heißt: »Die Bitte . . kann . . nicht gewährt werden.«

Hochachtungsvoll

— —

11. Mai 1931.

Sehr geehrter Herr!

Wir gelangen leider erst heute dazu, Ihre Zuschrift vom 27. April zu beantworten, in der Sie zugleich Ihrer Freude über den Kampf der Fackel »gegen die Verwilderung der deutschen Schriftsprache« Ausdruck geben und Ihrer Verwunderung über den auf der Umschlagseite gedruckten Satz: »Die Bitte . . kann . . nicht gewährt werden«. Wir danken Ihnen bestens für die freundliche Absicht beider Bekundungen, fühlen uns aber hauptsächlich aus dem Grunde genötigt, uns mit der zweiten zu befassen, weil Sie den Umstand, daß das nächste Heft der Fackel die getadelte Umschlagnotitz nicht enthält, fälschlich auf den Tadel statt auf Raummangel zurückführen könnten und in dem Glauben bestärkt würden, daß jener berechtigt sei. Wir möchten Ihnen also, mit aller Anerkennung der Freimütigkeit Ihres Vorhaltes, sagen, daß unter den vielen Zuschriften, die wir trotz einer Umschlagnotitz, die der getadelten vorangeht, erhalten, die Ihre wohl eine der eigenartigsten vorstellt. Es würde uns trotz unserem Kampf gegen die Verwilderung der deutschen Schriftsprache, der doch hauptsächlich der Publizistik gilt, nicht in den Sinn kommen, einen

Um dem Verdacht der Reklamesucht neue Nahrung zu geben — wegen deren Vorwurfs ein Bediensteter der Firma Mosse (die den Verlag der Fackel um Annoncen angeschnorrt hatte) kürzlich in Berlin verurteilt wurde —, erfolgt hiemit die Verständigung der Redaktionen und Schriftleitungen deutscher und österreichischer Zeitungen und Zeitschriften, daß das Betteln um Rezensionsexemplare oder Besprechungsstücke völlig aussichtslos ist. Freilich hat auch diese Verständigung wenig Aussicht, da sie den Text der Fackel kaum aufmerksamer als deren Umschlag lesen dürften. Sie sehen die Bücher des Verlags im Buchhändlerblatt angekündigt und stellen die Zumutung, daß man mit dem materiellen Opfer des Exemplars die Pein der Rezension bezahle. Man zieht die Ausgabe des Portos für jährlich hundert Antwortkarten vor, die den Hinweis auf die ständig erscheinende Umschlagnotiz enthalten, in der Hoffnung, daß sie wenigstens für die kommenden Bücher Ruhe geben werden. Solche Höflichkeit soll durch diese generelle Abweisung, die vielleicht doch Leser in journalistischen Kreisen findet, erspart werden. Rezensionen unerwünscht.

schreibt, für solche sittliche Forderung zu entrichten ist. Nehmen Sie zur Kenntnis, daß, wenn selbst sämtliche Käufer der Fackel auch die Bücher ihres Herausgebers kauften, das materielle Interesse noch immer zugunsten des idealen Zwecks verkürzt bliebe. Die von Ihnen angestrebte Scheidung ist aber durch den Großteil der Leser der Fackel so radikal vollzogen, daß überhaupt nur noch der ideale Zweck vorhanden ist. Weil eben diese leidenschaftlichen Anhänger ein Verhalten an den Tag legen, das jenes noch viel zu milde Urteil rechtfertigt, so decken die Einnahmen aus dem »üblichen Verkaufspreis« — der trotz einer Verdopplung der Druckkosten, die sich aus der Arbeitsweise ergibt, tief unter dem üblichen Verkaufspreis sämtlicher Verlagsschmieragen bleibt — auch nicht annähernd die Selbstkosten, die ausschließlich in der Bezahlung von Druck und Papier bestehen. Wo ein Autorhonorar, geschweige denn ein »beliebig hohes«, überhaupt nicht in Frage kommt, belieben Sie, ohne die geringste Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse und mit der moralischen Anfechtung eines Urteils, das ja eben diese zu erkennen gibt, einen »Verlagsgewinn« als selbstverständlich vorauszusetzen und von einem »materiellen Interesse« zu sprechen, das doch ausschließlich darin bestehen könnte, irgendeinmal die Selbstkosten hereinzubringen. Und dies wohl als einer jener leidenschaftlichen Anhänger, denen, wenn sie schon die Bücher nicht lesen, immerhin aus der Lektüre der Fackel bekannt sein müßte, daß die Reklame des Buchverlags darin besteht, weder jemals ein Rezensionsexemplar zu versenden noch ein solches auch nur auf Ersuchen abzugeben, und sich tatsächlich auf jene Anzeige in der Fackel beschränkt, die Ihnen verdächtig vorkommt. Wenn Sie sagen, daß es »viele alte und tätige Freunde und Leser der Fackel« gibt, »welche die Lektüre des Buches nicht nachholen«, so lassen Sie sich auf den Hohn dieser Berühmung, die gegenüber dem »grausamen Urteil« ganz zu Unrecht einen Geusenstolz arrogiert, antworten, daß der gewinn- und reklamesüchtige Verlag der Fackel keinen andern Wunsch hat, als solche tätigen Freunde so schnell als möglich auch für die Fackel selbst los zu werden. Und der Vortragende keinen andern, als daß sie auch beim Anhören der Strophen im Vortragssaal ihre Enthaltsamkeit nicht durch Enthusiasmus verleugnen möchten. Das Ver-

halten dieser tätigen Freunde, die ja bisher andauernd einen großen Absatz der Fackel ermöglicht, aber den »Worten in Versen«, deren Vortrag sie begehren und bejubeln, teilweise noch nicht einmal zu einer zweiten Auflage verholfen haben, ist — aus einem materiellen Grunde, der noch weit mehr einen geistigen bedeutet — einfach ein Skandal. Wir haben noch nie in 33 Jahren einen Menschen als Käufer der Fackel angeworben, aber wir erlauben uns, in dem Faktum, daß deren spontane Anhänger die Bücher ihres Autors verschmähen, das Problematische ihrer Anhängerschaft zu erkennen, auf die Gefahr hin, sie eben auch als Anhänger und Käufer der Fackel zu verlieren, weil ihnen das Urteil als »zu grausam« erscheint. Es ist nur ein Glück, daß nicht alle, die sich davon betroffen fühlen, Rechenschaft verlangen, sobald der Autor der Fackel in jener Publikation, die sie unbegreiflicher Weise doch lesen, den Sachverhalt feststellt. Sollte Ihr Wunsch nach solcher Rechenschaft — die wir abgelegt haben, weil wir, bei allem Widerstreben gegen Zuschriften, in prinzipiellen Dingen doch keine Antwort schuldig bleiben — nunmehr erfüllt sein, so würde es uns freuen. Dann sollten Sie aber auch bedauern, einem gerechten Urteil, das allen galt und das doch bestimmt war, Schuldgefühle zu wecken, persönlich mit einer Beschuldigung oder doch mit dem voreiligen Ausdruck unverdienten und durch keine Sachkenntnis gestützten Mißtrauens entgegengetreten zu sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

Anm.: Das Bedauern hat keinen Ausdruck gefunden.

Wunder der Technik

Die ‚Theaterwelt' (Düsseldorf) leitet Zitate aus der seinerzeitigen Enquete des ‚Brenner' (Dehmel, Schönberg, Kokoschka und Wedekind) mit dem folgenden pompösen Vorwort ein:

Es gibt heute kaum eine geistige Erscheinung, die der Darstellung durch andere so wenig bedürfte und auch fähig wäre wie Karl Kraus. Wenn man ihn den bedeutendsten Publizisten deutscher — und nicht nur deutscher — Sprache unter den Lebenden — und nicht nur unter ihnen — genannt hat, welch kleiner Teil seiner Gestalt und seines Wirkens ist damit begriffen! Und nur der Umstand, daß die Presse, welche in ihm ihren größten Gegner zu fürchten hat, sich mit einem Schweigen rächt, das sie ›totschweigen‹ nennt, obwohl es ein ›Sichzutodeschweigen‹ ist, — nur dieser Umstand mag immer wieder dazu verleiten, für Karl Kraus, und sei es gegen seinen Willen, Zeugnis abzulegen: den Menschen zu sagen, daß in nächtlicher Zeit einer für sie wacht.

Warum ich es abdrucke? Erstens aus Eitelkeit, zweitens, weil der Hinweis darauf, daß es gegen meinen Willen geschieht, richtig ist, ferner weil es den Mut einer Theaterzeitschrift beweist, und schließlich weil noch einiges dafür und dagegen zu sagen ist. Für die weitaus geringste unter den Erhebungen halte ich es, der bedeutendste unter den lebenden Publizisten deutscher Sprache genannt zu werden, da ich der Meinung bin, daß die Publizisten deutscher Sprache diese durch eigene Tatkraft überlebt haben. Auch den weiteren Vorrang vor den Nichtlebenden kann ich für keine besondere Ehrung erachten, da ich bekennen muß und einmal sprachkritisch beweisen zu können hoffe, daß der Glaube, die deutsche Literatur habe jemals einen polemischen Künstler besessen, zu den vielfachen deutschen Wahnvorstellungen gehört. (Über den Vorrang vor den Publizisten anderer Sprachen kann ich nicht urteilen, da ich ihre Literatur zu wenig kenne; daß ein französisches Mittelmaß einen Gipfel deutscher Prosa überragt, davon bin ich überzeugt.) eben gemäß dem Vorrang der deutschen

Sprache.) Aber richtig ist die Anweisung des kleinen Raumes, den meine publizistische Tätigkeit innerhalb des Gesamtwirkens einnimmt, und hier sekundiere ich mit einer unerbittlichen Absonderung jenes Schaffens von der höheren Fähigkeit, an einem Tisch die Gestaltenfülle des Lebens darzustellen und die einer verlorenen Bühne zu ersetzen. (Vielleicht bin ich darin ungerecht, weil ich noch niemals, außer zu dem mir verhaßten Zweck einer Vorlesung »aus eigenen Schriften«, oder dem einer notwendigen Zitierung, eine Zeile aus 85 Bänden der Fackel gelesen habe; denn kein Autor hat jemals mit der vollen moralischen Verantwortung einen größeren Horror vor dem bis zum letzten Komma erarbeiteten Werke verbunden.) Was mir aber an dem Zeugnis ganz willkommen ist, das ist die Erkenntnis und Formulierung des Totschweigens der Presse als eines Sichzutodeschweigens. Nicht daß die »Ravag«, trotz meiner oft geäußerten Aversion und weil sie dem Ansturm der Hörer nicht länger Widerstand leisten konnte, sich entschlossen hat, an mich heranzutreten, aber der Mut — und sie kann bei ihrem Schritt des Bewußtseins nicht ganz ermangelt haben — gereicht ihr zur Ehre, daß sie sich nicht geschadet hat, das Problem meiner Publizität anzupacken. Zähneknirschend mußten es sich die Druckleger der Radiorubriken versagen, die Ankündigungen auszumerzen. (Der Fall war einmal eingetreten, wo es »denn doch nicht« ging.) Umso größer — mit Ausnahme von ‚Reichspost' und ‚Arbeiter-Zeitung' — das kritische Schweigen, das der mit Raimund und Nestroy erlangten Hörbarkeit antwortete. Das Wunder der Technik wurde durch eben ein solches wettgemacht, und die Teilübertragung der 600. Vorlesung hat vollends das Resultat ergeben, das dem »Sichzutodeschweigen« ähnlich sieht. Und zwar in der ganzen bürgerlichen Presse mit der Ausnahme der Arbeiter-Zeitung, die eben doch manchmal die Mahnung der sozialistischen Jugend zu spüren bekommt, der freilich angesichts der benachbarten Annonce von »Krupniks Winterhilfe« jede Hoffung vergehen sollte. (Wie das der Herr im ‚Tag' mit sich ausmacht, der alles mögliche, nur eben das eine nicht registrieren durfte, was mindestens eine Sensation war, ist nichts anderes als eben die Privatsache, die heute identisch ist mit öffentlicher Meinung oder Nichtmeinung.) Der, wie Zuschriften besagten, nicht nur in ganz Österreich, in

Berlin, München, Brünn, Sambor, Potstejn, nein, in den Pyrenäen (Pau) gehörte Beifall der Begrüßung: »~~der~~ Sturm und Wellen, Jazz und Neuestes gleich einem Erdbeben unbemerkbar machte«, soll bewirkt haben, daß die enragiertesten Freunde des Fortschritts an diesem zu zweifeln begannen. Entsetzen wich völliger Apathie, doch heißt es, daß in vielen Bürgerhäusern die Lautsprecher zertrümmert wurden, wegen der Störung durch die hörbare Stimme. Das Erscheinen der Neuen Freien Presse in diesen Zeiten ist ja an und für sich ein Wunder der Technik. Zu den Gerüchten, daß die Kreditanstalt zu Zwecken der Information Gelder aufgewendet hat — die wir bezahlen müssen — auch das noch! Dem Benedikt, so sagt man, gell' es noch heute in den Ohren. Ein Wort, ein Mann, und an der Spitze des Blattes erschien, in jener wunderbaren Vereinigung, die die publizistische Technik über sich bringt:

— — Qualität erstaunlich, der Preis S 14.— im feinen Strumpfgeschäft der guten Gesellschaft in der stillen Rotgasse

— Jakob Gelles.

Gespräch mit Gandhi.

— — — — — — — — — —

Seit August 1931 wurden die folgenden Beträge Unterstützungszwecken zugeführt:

An das Blinden-Erziehungs-Institut (Wittelsbachstraße) (Erlös aus älteren Nummern der Fackel und Rezensionsexemplaren, aus Photographien und Karten: Aufnahmen aus den Ateliers Joel-Heinzelmann, Charlottenburg und Trude Fleischmann, Wien) S 33.39.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (18. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige« S 39·20 und 12. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei« S 3.60) S 42.80.

Honorare der »Ravag« an den Frank Wedekind-Gedenkfonds und zu Unterstützungszwecken S 1500.—

Weitere Spenden für den Frank Wedekind-Gedenkfonds (Franz Wecksberg S 5.—, Prof. Dr. Karl Jaray S 200.—, Eine Hörerin S 20.—, C. St. S 10.—, Dr. Emil Franzel und Hans Lichtwitz S 12.30, H. Rumpler S 10.—, W. S 10.—, Smilovici S 20. —) S

Diversen Unterstützungszwecken S 60.—.

Der Erlös aus dem Programm 13. November an die Österreichische Rote Hilfe S 35.44.

Der Steuerbehörde ein Teil des Ertrags der Vorlesung 13. November als Restzahlung für die in den Jahren 1925 bis 1928 wohltätigen Zwecken gewidmeten Erträgnisse S 185.91.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S

»Maturitni otazky z nemecké literatury« (Maturafragen aus der deutschen Literatur), von Fr. Pulec und Dr. Viktor Kubelka herausgegeben und zum Gebrauch an tschechischen Mittelschulen bestimmt; ‚Der jüdische Arbeiter' (Wien, 24. Juli): »Zum Kongreß der Internationale« von Max Pilzer; ‚Radiowelt' (VIII., Nr. 40, Wien): »Ausnahmszustand«; ‚Radio Wien' (7. Jahrg. Heft 52): »Karl Kraus« von L. F. Högel (S. 7) und »Vorlesung Karl Kraus« (S 32); ‚Sozialdemokrat' (Prag, 4. Oktober): »Vom Prager Rundfunk«. Von Fürstenau; ‚Chronik der Menschheit' (Schweidnitz, 27. September 1931 (oder 1930?): S. 586, 595; ‚Radiowelt' (10. Oktober): »Programminspektion«, (17. Oktober): »Das Notwendige und das Überflüssige«, (21. November): »Programminspektion«; Otto Forst de Battaglia, »Der Kampf mit dem Drachen« (Verlag für Zeitkritik, Berlin, 1931): S. 19, 95, 100, 108, 109, 110, 121, 126, 127, 137, 162, 230, 232, 238, 242, 247, 248, 259; ‚Das Nationaltheater' (Heft 1, Berlin): »Das historische Drama in der Gegenwart« von demselben (zitiert in ‚Witiko' [III., 2., Eger]); ‚Anbruch' (XIII, 6/7, Wien, Sept./Okt.): »Karl Kraus-Schallplatten« von Willi Reich; »Adolf Loos« von Franz Glück (Les éditions G. Crès & Cie., Paris), S. 11; ‚Literarische Monatshefte' (Eine Zeitschrift junger Menschen, II., 9., Wien, Oktober): »Karl Kraus, Peter Altenberg, Adolf Loos« von demselben; ‚Theaterwelt' (Programmschrift der Städtischen Bühnen Düsseldorf, VII. 3): Nachdrucke, Zitate aus der Enquete des ‚Brenner' mit Vorwort, Zuschrift von Herbert

Ihering, »Die Erneuerung Offenbachs durch Karl Kraus« von Ernst Krenek (auch im ‚Düsseldorfer Stadt-Anzeiger', 29. Oktober), Übersetzungsproben, »Zur modernen Offenbach-Literatur« von Hans Költzsch. ‚Revue d'Allemagne' (V. 49, Paris 15. November): »Adolf Loos« von Germaine Goblot.

Die zahllosen Artikel und Notizen über Aufführungen, Sendungen, Vorlesungen etc. wie die grundsätzlich lügenhaften Prozeßberichte werden in dieser Rubrik nur in Ausnahmsfällen berücksichtigt.

Druckfehlerberichtigung: Nr. 852—856, S. 17, Z. 13 v. u. statt »Shakes-peare«: *Shake-speare*; Nr. 857—863, S. 72, Z. 16 statt »Russel«: *Russell*, S. 80, Z. 21 statt »fröhnt«: *frönt*; Index zu Band 84, S. 3, Z. 26: statt »Frank Wedekind an einem Hund«: — — an einen Hund.

Ein Verzeichnis der nachträglichen Änderungen und neuentdeckten Druckfehler in Poems by Karl Kraus von Albert Bloch kann vom Verlag der Fackel bezogen werden.

Am 29. November ist im Verlag der Fackel die deutsche Buchausgabe von Vert-Vert (mit einer Beilage der französischen Verse) erschienen.

An den 1. November 1931.

Verlag »Die Fackel«.

Bitte seien Sie so freundlich und teilen Sie Herrn Karl Kraus mit (die Versicherung meiner größten Hochachtung vor seiner Person und vor seinem Werke möge vorausgeschickt werden), daß entgegen seiner bemerkenswerten Ansicht die Schöpfungen Grillparzers von den Werken Raimunds und Nestroys nicht im entferntesten erreicht werden können. Und zwar in vielerlei Hinsicht: in sprachgesetzlicher, in gedanklicher, und in bezug auf Schilderungskraft und Gefühl. Herr Karl Kraus urteilt zumeist nach der sprachlichen Befähigung eines Schriftstellers, wobei die Richtigkeit und Schärfe des Ausdrucks für ihn den Ausschlag geben. Nun ich lasse es dahingestellt, ob all die Sprachfehler Grillparzers wirklich so schwerwiegend sind; aber gesetzt den Fall, sie wären es, so wird dadurch der Wert der Grillparzerschen Schöpfung nicht herabgemindert, denn sie sind gewollt (besser gesagt: so belassen worden.) Grillparzer, der den Tonfall beherrscht; Grillparzer, der die Worte mit Gefühl zu beseelen vermag, hat eher gegen die Sprache sich versündigt als daß er die Einheit seines Ausdrucks verletzt hätte. Daher die große Wirkung seiner Trauerspiele und Gedichte. Was nützt z. B. Wedekind die kundige Sprachgestaltung?! Gewiß: Einheit des Gefühls ist ihm nicht abzusprechen, Tonfall gleichfalls nicht, aber das Gefühl lebt in einer Niederung und der Wellenschlag seiner Sprache ist mäßig. Nun könnte ja eingewendet werden, daß der Nestroysche Schwung von Grillparzer nicht überboten wird, was ja der Wahrheit entspricht, doch

ist zu bedenken, daß bloß ein Teil der Kunst Nestroys eine Spitzenleistung bietet, die Gesamtheit aber hinter der Grillparzerschen zurückbleibt. Daß Grillparzer Menschen zeichnen kann, steht fest; Nestroy dagegen liefert oft groteske Gestalten, weil es so in seiner Absicht liegt. Man kann hier von einer weisen Beschränkung sprechen.

Ich und viele sind des Glaubens, daß der Wert eines Dichters vornehmlich davon abhängt, inwieweit es ihm gelingt, Gefühle in Worte zu bannen. Je tiefer und mächtiger die Gefühle sind, je mehr Kraft die Worte bergen, desto besser. Ich weiß zwar, daß dieser Standpunkt nicht ausschließlich für die Beurteilung maßgebend ist: die Kunst der sprachlichen Wiedergabe seelischer Vorgänge muß ebenfalls geprüft werden, allein diese Prüfung kommt erst hinterher. Hölderlin soll als Beispiel dienen. Seine Gefühle sind die edelsten und reinsten (wen stört es, wenn er in seiner Gehobenheit wie statt als schreibt?!), aber die Sprache ist zu farblos, zu weit entfernt von jeder Anschaulichkeit — und dennoch ist die Anteilnahme, die seinen Gedichten zugewendet wird, nicht gering, weil die Kraft des Gefühls sie anziehend macht. Goethe dagegen vereinigt so ziemlich alle Eigenschaften in sich, allerdings keine in vollendeter Ausprägung (die Lauterkeit Hölderlins fehlt ihm, ebenso die Männlichkeit Schillers und die Tiefe Shakespeares), aber die Ausgewogenheit des Ganzen ist seine Stärke, die ihm heute noch Anklang verschafft.

Um all das zu verdeutlichen, was ich sagen will, gehört jedoch die Bereitwilligkeit, mich anzuhören, und dieser bin ich mir nicht recht gewiß. Das Geschriebene wird ja vielleicht schon den Unwillen des Herrn Karl Kraus erregen, da er auf das, was irgendein Leser denkt, sicherlich nicht neugierig sein dürfte. Aber es gehört eben zu den Unannehmlichkeiten eines bedeutenden Schriftstellers und Mannes, daß seine Ausführungen Antworten auslösen. Was der Theaterkritiker der Kronen-Zeitung schreibt, wird niemanden bewegen, sich zur Maschine zu setzen und eine Entgegnung zu verfassen.

Die Einstellung des Herrn Karl Kraus zur Weltliteratur ist auf jeden Fall so beachtenswert, daß es sehr bedauerlich ist, daß die vielen Bemerkungen über Dichter und Werke in den unzähligen Fackelheften nicht gesammelt herausgegeben werden.

Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten
Hochachtung

— —

17. November

Sehr geehrter Herr!

In Ihrer Zuschrift, für deren so freundliche Absicht wir Ihnen bestens danken, ersuchen Sie uns, Herrn Karl Kraus mitzuteilen, daß entgegen seiner Ansicht die Schöpfungen Grillparzers von den Werken Raimunds und Nestroys nicht im ent-

erntesten erreicht werden können. Leider unterlassen Sie es, auch mitzuteilen, welche Instanz diese gewiß interessante und wohl unumstößliche Entscheidung gefällt hat. Wir vermuten jedoch, daß Sie sagen wollten, nach Ihrer Ansicht verhalte es sich so und Ihre Ansicht widerspreche eben der des Herrn Karl Kraus. Das kann gewiß vorkommen, und die Begründung des Widerspruchs ist insofern nicht uninteressant, als Sie finden, daß Grillparzer in sprachgesetzlicher Beziehung den Vorrang habe, indem seine Sprachfehler gewollt, d. h. so belassen worden seien, während etwa Wedekind die kundige Sprachgestaltung nichts nütze, da, wiewohl ihm Tonfall nicht abzusprechen ist, doch der Wellenschlag seiner Sprache mäßig sei. Was nun Nestroy betrifft, so biete bloß ein Teil seiner Kunst eine Spitzenleistung, die Gesamtheit bleibe aber hinter der Grillparzerschen zurück. Auch stehe fest, daß Grillparzer Menschen zeichnen könne, Nestroy dagegen oft groteske Gestalten liefere, weil es so in seiner Absicht liegt. Man kann hier, sagen Sie, von einer weisen Beschränkung sprechen. Leider kann man das nicht bei allen Lesern der Fackel. Sie zum Beispiel, sehr geehrter Herr, benützen die Gelegenheit, vom Vorrang Grillparzers Mitteilung zu machen, sogar zu aufklärenden Bemerkungen über das Wesen der Dichtkunst, indem Sie ausführen, es komme auf die Gefühle an, die in Worte gebannt werden, und je tiefer und mächtiger die Gefühle seien, desto besser. Natürlich müsse auch die Kunst der sprachlichen Wiedergabe geprüft werden, allein diese Prüfung komme erst hinterher. An Goethe haben Sie da manches auszusetzen, da ihm die Lauterkeit Hölderlins fehle, ebenso die Männlichkeit Schillers und die Tiefe Shakespieres, immerhin verschaffe ihm die Ausgewogenheit des Ganzen, die seine Stärke sei, heute noch Anklang. »Um all das zu verdeutlichen«, was Sie sagen wollen — offenbar in einer Unterredung —, »gehöre jedoch die Bereitwilligkeit«, Sie anzuhören, und nur in diesem Punkte scheint Sie die Sicherheit zu verlassen. Aber es gehöre eben »zu den Unannehmlichkeiten eines bedeutenden Schriftstellers«, daß seine Ausführungen »Antworten auslösen«. Ohne daß wir in Ihrem Fall von dem Rat Gebrauch machen wollen, die Kunst der sprachlichen Wiedergabe auch nur hinterher zu prüfen, möchten wir Ihnen versichern, daß es Herrn Kast

Kraus durchaus nicht an Bereitwilligkeit — die wir Ihnen schon bewiesen haben — fehlt, einen Leser, der sich an die Maschine setzt, anzuhören, und Sie dürfen keineswegs glauben, daß die Umschlagnotiz, die Zuschriften wie der Ihren vorzubeugen sucht, einer hochmütigen Veranlagung entstamme. Wir bitten Sie jedoch zu bedenken, daß, wenn zu den vielen Bemerkungen über Dichter und Werke, die Sie in den unzähligen Fackelheften gefunden haben und gesammelt wünschen, sämtliche Leser schriftlich oder mündlich ihre Ansicht äußern wollten, sie unter gar keinen Umständen fortgesetzt oder auch nur gesammelt werden könnten, weil, je größer die Bereitwilligkeit, jene anzuhören, umso geringer die Möglichkeit wäre, sich selbst zur Maschine zu setzen oder, da Herr Karl Kraus solcher Erleichterung noch immer entbehrt, die Feder in die Hand zu nehmen. Empfangen Sie trotzdem unseren verbindlichsten Dank.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

In der Wiedergabe eines Gesprächs mit Frau Tilly Wedekind (durch Emil Faktor) heißt es:

Sicherlich war die gemeinschaftliche Arbeit, das Enstudieren seiner Werke, das gemeinsame Auftreten und das sich um diese Abende breitende Schicksal das stärkste Erlebnis. Ich habe bei Frank ungemein viel gelernt. Der große Wert, den er auf das Wort legte, seine geradezu verbissene Vorliebe für die Sprache, für ihre sinnvolle Behandlung hat mich in das Alleininteresse für seine Werke hineingerissen. — — Der Bann, der von diesem Manne ausging, war überstark, seine Arbeit an mir eine geistige Oberhoheit, die mich zum Werkzeug machte. — —

In seiner Auffassung von der Art, wie seine Stücke gespielt werden sollten, war er fanatisch. Er protestierte gegen alle Darstellungsformen, die nicht wie er von dem Worte ausgingen, sich den landläufigen Begriffen des Publikums anzupassen suchten und in mißverständlicher Stofflichkeit bei der Wiedergabe den Mißerfolg seiner Werke jahrelang herbeiführten. Als er selber kam und persönlich interpretierte, wies er der damaligen Schauspielkunst nach, daß sie durch Konventionalisierung seiner Probleme ununbeabsichtigtes Lachen erzeugte, während er selber den Zuschauer genau instruierte, wann er lachen durfte, wann er ernst zu sein hatte und wo der tiefere Sinn der Arbeit lag. Er hatte es in dieser Führung des Publikums trotz aller Unbeholfenheit, mit der er anfänglich begann, bis zu einer gewissen Meisterschaft in der Interpretation ge-

bracht. — — Um diese Intellektmethoden begann sich später, als er sie oft genug vor Augen gestellt hatte, auch die übrige Schauspielerschaft zu kümmern. Vorher war Wedekind ihr Widersacher.

Sie haben wohl aufgeatmet, da sie ihn los wurden. Unter den Herren »Regisseuren« haben sie's leichter, und was namentlich der Zauberer, wenn er bloß da sitzt, aus ihnen »herausholt«, da staunt der Fachmann und ein Laie wie ich wundert sich. Er kam einmal als Gast mit seinem Ensemble, das aus den ansässigen Kräften ergänzt wurde. Er saß bei der Probe, ließ wie gewohnt die Zunge spielen, ~~aber~~ nicht sprechen: er sagte nichts. Nur einmal murmelte er einem Ansässigen zu: »Ausgezeichnet!« »Noch nie«, hieß es am andern Tag, habe ein Regisseur »so viel« aus diesem Schauspieler »herausgeholt«. Wenn ich mir vorstellen sollte ich halte mich zurück daß der große Nichtssager, wirklich etwas in eine Szene des »Totentanz« oder der »Iphigenie« hineinredne, wenn die Herrschaften gerade Konversation machen weil doch alles andere »Pathos« ist, befiele mich ein Lachkrampf. Mit Wedekind hatten sie's schwerer. Und mit mir? Nun, ich (der Privatpersonen auf der Bühne nicht duldet, weil es noch echtere auf dem Kurfürstendamm gibt — die frech genug sind, kein Lampenfieber zu haben —, und der das »Zeitgefühl« zuerst von einem alten Operndiener entfernen läßt) werde als Irrer angestarrt, weil ich bei Offenbach — nicht anders als bei Shakespeare und Nestroy — mit der Anrede an die Schauspieler beginne. »Nur unnatürlich sein! Zuerst unnatürlich! Alles weitere wird sich finden.« Dann beginne ich ihnen das Klima der Sprachregion zu eröffnen, in der die Charaktere wohnen, und zu erklären, daß ein Satz nicht bloß aus Subjekt und Prädikat besteht, die man zur Not — nicht immer — in die Verbindung eines äußern Sinnes bringen kann, und daß jedes Wort seine ~~Betonung~~ hat. Also leicht haben sie's nicht; aber manche sind dankbar und bekennen, daß sie da in sechs Probetagen mehr für die Bühne erworben haben als in sämtlichen eines zwanzigjährigen Bühnenlebens. In wenigen Stunden gelingt es, den ganzen Guano abzutragen, den die Gründlinge im Parterre ~~aufgehäuft~~ haben, die jetzt Regie führen und Kritik schreiben. Und die »Fachmänner« wollen mir einreden, es komme heutzutage auf die »Phantasie« an, mit der der Raum eingerichtet ist, worin Dilettanten Gedankenmord begehen!

Bunte Begebenheiten

— — Man feierte zum Schlusse insbesondere Max Reinhardt, der nach Wien gekommen war, um ein bißchen zu zaubern, wenn auch nur für ein paar kurze Tage.

Nach denen das Zauberwerk abgesetzt wurde. Wie heißt es doch im »Biberpelz«? »Und wissen Se: 't liejt wat in de Luft. Wat, weeß ick noch nich. Aber det wat liejt — det weeß ick so sicher . . . Wenn Se blos man acht jeben, dann wer'n Se's erleben. Et kracht, und wenn et kracht, Mutter Wolffen, denn — hat et jekracht.« Oder simpler auf jüdisch: »Es rieselt im Gemäuer«. Sogar Reinhardts Hinsichtl, der l. u., geht schon falsch los. Bringt es zuwege, die volle Ekstase mit der ganzen Antithese aus den »Bunten Begebenheiten« zu durchkreuzen. »Gott und Reinhardt« — das war ehedem schon der Satire entnommen und für die Schmockerei gerettet; jetzt heißt es, »die Familie Politzer« sei »in die Kollegienkirche geströmt, um das Allerheiligste als geweihtes Bühnenrequisit zu bewundern«. »Max Reinhardt, von Dramaturgen und Aposteln umschwärmt«; »assistiert vom Erzengel Metzl«, habe er das »ausgiebig andersgläubige Kirchenschiff mit Rausch und Weihrauch sakralen, aber blühenden und glühenden Theaters gefüllt«. Er »rechtfertigte die Blasphemie« — natürlich, man kann ja nicht so direkt zur Satire überlaufen —; aber beim Weihespiel des Burgtheaters habe »der Nimbus des Hochaltars wie der Anwesenheit Otto H. Kahns« gefehlt. Die »markantesten Fixigkeiten Reinhardts« (als könnte man derlei einem Schöpfer nachsagen) seien zwar übernommen worden, aber es fehlte die »erzbischöflich genehmigte Dollarsensation«. Es war der Sieg »jenes Geistes, der in der Mönchskutte raffinierteste Inspizientendienste tut«. (Daß einer den Bettler »stürmisch zerknirscht« spielte, ist ein Adjektiv für sich.) Die Regie hat »aus der Konfession weihevoll entzückendes Theater« gemacht. »Ein wenig zu viel gebenedeite Statisterie«, man lebt sichtlich von Gnaden des »assimilierten Fachmanns Reinhardt«, und »Preßburg siegt noch immer über Kalksburg«. (Stand nicht auch so etwas schon in der Fackel?) Aber ob Preßburg über Kalksburg oder über Salzburg siegt, ist schließlich gehupft wie gesprungen. Jedenfalls merkt man, daß etwas in der Luft liegt, wenn sogar schon der l. u. wieder den Stachel löckt. (Sonderbares Wort, auch leckt, bedeutet aber: ausschlägt.)

Einer, dem nix g'schehn kann

weil er sich dauernd in der bekannten Gasse des Dilemmas aufhält, und der gleichwohl in Berlin eine Nummer ist, mit einem Wort der Willy Haas (nicht zu verwechseln mit Dolly), spielt sich dortselbst, obzwar ein verhältnismäßig junger Prager, als alter Wiener auf, der noch starke Burgtheatereindrücke gehabt hat. Er schrieb über eine Vorstellung von Anzengrubers »Viertem Gebot«, von der Herr Karlheinz Martin kürzlich in Wien erzählt hat, die Berliner hätten »gelacht und geweint« (während die Wiener, die dabei waren, geweint und gelacht haben). Willy, der Erinnerungen hat, will die größten Wiener Schauspieler in Anzengruberrollen gesehen haben. Der Name Anzengruber sei für ihn »eine Kainz-Erinnerung«.

Ich höre noch

seine helle, scharfe Stimme als Dusterer:

»Mir kann nix g'schehn!«

Nun hat Kainz zwar den Dusterer im »G'wissenswurm« gespielt, aber der Dusterer sagt nichts dergleichen, was ja auch ein Stuß wäre, vielmehr sagt der Steinklopferhans in den »Kreuzelschreibern«, bekanntlich, »s kann dir nix g'schehn«, den aber hat Kainz nicht gespielt. Sonst stimmt alles. Jene Umstände sind aber freilich schon so lange her, daß ein alter Wiener einer Sinnestäuschung erliegen kann. Vielleicht vermag er, wenn er sich zusammennimmt, zu präzisieren, was er eigentlich »noch hört«. Die Entscheidung ist am Ende nicht so schwer wie die zwischen dem Kerr und mir, an der er noch immer laboriert. Er wird aber wohl nicht, da er sich auch mit diesem Problem wie immerdar in einem Dilemma befindet, das man außerhalb der literarischen Welt als jene Gasse bezeichnet, in der man Kritik machen kann.

Das ist aber ja wahr!

Nicht immer findet man in Zeitungen Sätze, die absolut den Nagel auf den Kopf treffen, und es ist erfreulich, daß die abendlichen Korybanten um Lettlands größten Sohn auch noch etwas Atem für einen andern Kulturfaktor aufbringen. Zur Burg-

Theaterkanditatur des Herrn Karlheinz Martin (warum nicht?) erschienen Charakteristiken, die mich, der für deutsche Eichen im Blätterwald ein Faible hat, geradezu anheimeln mußten/ /:

» — Karlheinz Martin genießt als Künstler wie als Mensch unser aller Vertrauen. Eine wirklich und grundsätzlich aufrechte Natur, hat seine gewinnende und oft kindlich offene Art die gesamte deutsche Schauspielerschaft zu seinem Freundeskreis gemacht, obwohl oder vielleicht weil er in entscheidenden Augenblicken unbeugsam auf dem Recht seiner Überzeugung besteht. — — Man kann sich also vorstellen, welche Bombe da geplatzt ist, als der immer unverdrossene und niemals vor einer Wahrheit zurückweichende Karlheinz Martin das große Wort aussprach, er wäre für diesen Posten, oder in seinem Sinne gesagt, für diese Arbeit zu haben. — —«

»— — eine starke Hand, ein Mann von ungemeiner Terrainkundigkeit im ganzen Bereich des Theaters, ein Mitwisser der Geheimnisse des Schauspielertums — — ein kräftiger Führer, ein Beherrscher des Theaters in allen seinen Kreuz- und Quergängen, vom Lesen des Manuskripts bis zur letzten Schattierung der vollendeten Vorstellung.

Und bis zum Prozeß.

An die Redaktion
der Zeitschrift »Das Ziel«,
Berlin-Reinickendorf-Ost.

Sehr geehrte Herren!

Sie senden uns ein Heft Ihrer Zeitschrift zu, Organs der »Gruppe revolutionärer Pazifisten«, mit einem Erlagschein, also mit der Aufforderung, zu abonnieren, und überdies mit dem Ersuchen, einen Hinweis, womöglich eine ausführlichere kritische Würdigung zu veröffentlichen. Beide Wünsche sind unerfüllbar, gegenüber dem zweiten verweisen wir auf die ständig erscheinende Umschlagnotiz der Fackel. Wir möchten Sie auch ausdrücklich auf die Vergeblichkeit der Erwartung aufmerksam machen, daß der Herausgeber der Fackel für die Angelegenheiten, die zwischen den GRP, ISK, SPD, KPD usw. schweben, eine Teilnahme aufbringen werde, die auch nur annähernd an das Interesse heranreicht, mit dem er den entzückenden Einfall der Offenbach'schen Madame l'Archiduc verfolgt, die abgekürzte

Formel einer politischen Gruppe einfach auf das ABC zurückzuführen. Dies, was seine allgemeine Stellung zu den Zeitproblemen betrifft, wie sie in den verschiedenen Äußerungen, Zuschriften, Aufrufen und Vereinsstatuten Ihrer Publikation berührt werden, gewiß mit dem anerkennenswerten Glauben, daß es Ihnen gelingen könnte, Ordnung in das Wirrsal der revolutionären Gruppen zu bringen. Im besonderen wäre noch zu sagen, daß dem Herausgeber der Fackel die Gruppe revolutionärer Pazifisten bekannt ist durch einen dem strengsten bürgerlichen Vereinskomment entsprechenden Akt, mit dem sie einen jungen Schriftsteller ausgeschlossen hat, der in der irrigen Vermutung, daß die Termini »Revolution« und »Pazifismus« Begriffe und nicht Redensarten decken, des statutenwidrigen Verhaltens schuldig wurde, die Gemeinsamkeit mit dem Herrn Tucholsky abzulehnen, jenem Plauderer bürgerlicher Preßunternehmungen, der dem revolutionären Gedanken durch eine Anulkung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts gerecht wurde und dem Pazifismus durch die lyrische Werbung für eine Kriegsanleihe. Daß aus diesem Anlaß dem gleichfalls perrhorreszierten Benehmen des Herrn Tucholsky gegenüber dem Autor der »Unüberwindlichen« die Ehre sachlicher Meinungsäußerung zugebilligt war, läßt die Bitte, Ihre Bestrebungen kritisch zu würdigen, als einen Entschluß erscheinen, den wir ebenso als Appell an unsere Unbeeinflußbarkeit wie als Beweis Ihrer Anhänglichkeit dankbar vermerken. Nur wollen wir die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Sie auf die etwas übertriebene Vielseitigkeit Ihrer Sympathien aufmerksam zu machen. Wir finden nämlich auf dem Umschlag Ihres Heftes unter »Lesenswerten Zeitungen und Zeitschriften« nebst Blättern wie ‚Weltbühne' [Tucholsky] und ‚Welt am Morgen' [Doktor Frosch] auch das ‚Berliner Tageblatt' angeführt [Theodor Wolff, Alfred Kerr] und die ‚Fackel' [Karl Kraus]. Sollten Sie die Absicht haben, diese Empfehlung zu wiederholen, so möchten wir Sie wenigstens bitten, die Bezeichnung des politischen Charakters, die Sie jeder dieser Zeitungen und Zeitschriften in Klammern anfügen, für die unsrige ändern zu wollen. Während Sie bei der ‚Welt am Montag' einen Spielraum von (radikal-demokratisch bis linkssozialistisch) und bei der ‚Weltbühne' von (radikal-demokratisch bis unabhängig-kommunistisch) anerkennen und dem ‚Berliner Tageblatt' wieder,

trotz dem Besuch des Herrn Theodor Wolff bei Mussolini, das eindeutige Epitheton (demokratisch) angedeihen lassen, haben Sie sich entschlossen, die Richtung der Fackel schlechthin als (apokalyptisch) zu bezeichnen. Wir würden Sie nun, da eine solche Festlegung des Parteistandpunktes der Fackel in deutschen Leserkreisen, denen Sie sie ja zugänglich machen wollen, eher abschreckend oder doch entmutigend wirken könnte und die Tendenz unserer Zeitschrift es an Übersichtlichkeit gewiß nicht mit der des Berliner Tageblatts aufzunehmen vermag, dringend ersuchen, auch uns gleich der ‚Weltbühne' und der ‚Welt am Montag' eine gewisse Spannweite der Betätigung einzuräumen, und Ihnen vorschlagen, etwa das Kennzeichen (apokalyptisch bis satirisch) zu wählen. Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß Sie die Fackel auch weiterhin noch für so lesenswert halten wie das ‚Berliner Tageblatt und die genannten anderen Zeitungen und Zeitschriften.

Mit dem Ausdruck der
vorzüglichen Hochachtung

— —

Wien, Ende September

An die

Deutsche Gesandtschaft in Prag

Wir möchten Ihre Aufmerksamkeit auf den folgenden Vorfall lenken, der sich möglicherweise als unbefugte Verwendung Ihres amtlichen Briefpapieres herausstellt. Auf einem mit dem Aufdruck »Deutsche Gesandtschaft Prag« versehenen Formular erhielt der Herausgeber der Fackel eine Zuschrift mit dem Datum des 7. September 1931, in der sich ein Herr Johannes Urzidil darauf beruft, daß er Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft in Prag sei. In dieser Eigenschaft unternimmt er den Versuch, eine nach seiner Ansicht irrige Auffassung richtigzustellen, die er in der Bemerkung der letzten Fackel (S. 71) findet, daß in der deutschen Presse ein Leitartikel vorrätig sei, »wenn in Prag ein deutscher Tonfilm bedroht wird und die Deutsche Gesandtschaft die Vorstellung zu verbreiten wünscht, es sei ihr eine Fensterscheibe eingeschlagen worden«. Herr Urzidil meint, diese Formulierung sei »geeignet, den Eindruck zu erwecken, als ob 1.) der Deutschen Gesandtschaft gar keine Fensterscheibe eingeschlagen worden wäre, 2.) die Deutsche Gesandtschaft jedoch trotzdem ein Interesse an der Annahme hätte, es wäre ihr eine Fensterscheibe eingeschlagen worden«. Herr Urzidil, der zu dieser seiner Interpretation ausdrücklich »als Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft in Prag« das Wort ergreift, konstatiert »zunächst«: daß »im Zusammenhang« mit den Tonfilmdemonstrationen »weder jemals das Gebäude der Deutschen Gesandtschaft beschädigt«, nämlich ihr eine Fensterscheibe eingeschlagen worden ist, noch sei »von irgend einer Stelle oder Zeitung eine derartige Nachricht verbreitet wurden«. Vorausgesetzt, daß Herr Urzidil, dessen Name ja vorweg Zweifel an der Verbindung mit einer deutschen Gesandtschaft wecken könnte, tatsächlich berufen ist, in deren Namen irgendetwas richtig zu stellen, wäre — nach der generellen Frage, was er eigentlich will — dazu das Folgende zu sagen. Zunächst: daß die Formulierung, die Deutsche Gesandtschaft wünsche jene Vorstellung zu verbreiten 1.) im Gegenteil eher geeignet ist, den Eindruck

Dienste geleistet hätten. Damit wäre denn eine Lücke ausgefüllt, die in den damaligen Leitartikeln offenbar so fühlbar war, daß sich dem Herausgeber der Fackel der Irrtum der Vermutung aufdrängte, es wäre schon bei den Tonfilmdemonstrationen eine Fensterscheibe eingeschlagen worden. (Obzwar in solchem Ersatz immerhin eine gewisse Ungerechtigkeit des Schicksals zu beklagen ist, indem bei einer Aktion von ziemlichem Umfang nichts dergleichen geschah, während bei einem ganz zufälligen Bubenstreich in so reichem Maße eben das eintrat, was die deutsche Publizistik früher gebraucht hätte.) Mit unverkennbarer Genugtuung konstatiert Herr Urzidil, daß die eingeschlagenen Fensterscheiben durchaus keine »Vorstellung« waren, sondern daß sie, wie er nicht ohne ein Gefühl der Entschädigung betont, »von dem seitens der tschechoslowakischen Behörden hierzu bestellten Glasermeister« durch neue ersetzt wurden. Es bedeutet gewiß einen besonderen Fall des internationalen Entgegenkommens, daß mehrere Behörden einen einzigen Glasermeister aufgeboten haben, doch man darf eben auch nicht übersehen, daß es sich um sieben eingeschlagene Fensterscheiben gehandelt hat. Damit wäre nun aber freilich auch die Interpretation des Herrn Urzidil in beiden Punkten loyal repariert, indem er 1.) zugibt, daß der Vorstellung ein wenngleich zeitlich entfernter realer Sachverhalt zugrundeliegt, 2.) indem er durch die anschauliche Schilderung dieses Sachverhaltes darzutun scheint, wie lebhaft doch die Deutsche Gesandtschaft die Vorstellung, wenngleich hinterdrein, zu verbreiten wünscht — immer natürlich vorausgesetzt, daß Herr Urzidil der berufene Dolmetsch ihrer Wünsche oder Absichten ist. Wenn mithin jene Bemerkung in der Fackel eines Beweises bedurft hätte, so wäre er wohl durch die Erbötigkeit des Herrn Urzidil erbracht und durch einen Eifer historischer Feststellung, der den Schaden des Prager Fenstersturzes zu registrieren scheint. Nun könnte man sich gewiß an den Einwand klammern, daß die eingeschlagenen Scheiben, deren Vorstellung mindestens Herr Urzidil persönlich, wenngleich im Namen der Deutschen Gesandtschaft, zu verbreiten wünscht, nicht zu dem Inventar der Tonfilmdemonstrationen, sondern zu dem des späteren Exzesses gehörten und daß die Bemerkung der Fackel insofern eine Handhabe zum Widerspruch biete, als der Wunsch

nach Verbreitung jener Vorstellung erst jetzt, also ziemlich lange post festum, greifbar in Erscheinung tritt. Hier wäre aber zu entgegnen, daß dieser Wunsch sich auch sofort nach dem an und für sich gleichgültigen Zwischenfall geregt und seine Erfüllung auf der Stelle und in erheblichem Maße gefunden hat. Herr Urzidil erwähnt selbst, daß der Vorfall »naturgemäß« von den Nachrichtenbüros gemeldet und in den Zeitungen veröffentlicht wurde, und räumt die Möglichkeit ein, daß die Angabe der Fackel über den Wunsch nach Verbreitung jener Vorstellung irrtümlich an die Massenaktion (für die er doch begreiflicher wäre) statt an die Einzelhandlung anknüpft. Tatsächlich hat die Geringfügigkeit und Zufälligkeit dieses Faktums die deutsche Presse, soweit sie dem Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft in Prag gehorsamt oder dessen Wünsche ihm von den Augen abliest, nicht abgehalten, es groß aufzumachen, als politischen Fall auszuschroten und ausdrücklich in einen solchen »Zusammenhang« mit den verflossenen Tonfilmdemonstrationen zu bringen, der geradezu ein Bedauern wahrnehmen ließ, daß die Vorstellung der eingeschlagenen Fensterscheibe, die nunmehr endlich eine reale Grundlage hatte, nicht schon damals verbreitet werden konnte. Und tatsächlich rechtfertigt der im Gedächtnis haftende Eifer der deutschen Presse, das Versäumte nachzuholen, den Eindruck einer Agitation, den die Fackel nachträglich mit Unrecht auf den ersten Anlaß zurückgeführt hat. Sodann: Die Verknüpfung der beiden Ereignisse in der Vorstellung einer eingeschlagenen Fensterscheibe ist in der Art, wie sie nacheinander publizistisch traktiert wurden, ganz besonders begründet. Die Tonfilmdemonstrationen waren auf dem Wege des Wolff-Büros, dessen Nachrichtendienst ja dem Herrn Presseattaché nicht unzugänglich sein dürfte, und entgegen der Erkenntnis ihres merkantilen Ursprungs — die amerikanische Filmindustrie hatte mit zweifellos vorrätigen antideutschen Instinkten Regie geführt —, zu einer großen nationalen Angelegenheit gemacht und zu einer weit gefährlicheren Gegenhetze verwendet worden. Die Nachricht über den gleichgültigen Vorfall vom 19. März jedoch, dessen Wahrnehmung man ausschließlich der Wachsamkeit des Portiers der Deutschen Gesandtschaft verdankt — ein Exzess, wie er sich jeden Tag und in jeder Stadt

ereignen kann und wenn überhaupt politisch gefärbt, eher antifaszistisch als antideutsch war —, sie wurde unter Titeln wie

Schon wieder deutschfeindliche Ausschreitungen in Prag

(Deutsche Allgemeine Zeitung, 20. III.) und

Demonstration vor der Deutschen Gesandtschaft in Prag

(Berliner Tageblatt, 20. III.) durch das Wolff-Büro, das sich ja schon 1914—1918 in den Dienst der Völkerversöhnung gestellt hatte, verbreitet — eben als bestimmte Vorstellung, die die Deutsche Gesandtschaft in Prag oder wenigstens ihr eifriger Presseattaché zu verbreiten wünschte. Wenn es also schon wahr ist, daß »im Zusammenhang« mit den Tonfilmdemonstrationen weder jemals das Gebäude der Deutschen Gesandtschaft beschädigt, noch von irgendeiner Stelle eine derartige Nachricht verbreitet wurde, so dürfte Herrn Urzidil wenigstens die Stelle bekannt sein, die durch die Nachricht über die Beschädigung vom 19. März den Zusammenhang mit den Tonfilmdemonstrationen ausdrücklich hergestellt hat. Und wenn bei den Tonfilmdemonstrationen trotz ihrer Ausdehnung keine einzige Fensterscheibe der Deutschen Gesandtschaft eingeschlagen wurde, so hat eben die Presse, der schon Bismarck die Mission nachrühmt, »die Fenster einzuschlagen«, die zwar kein Glasermeister ersetzt, aber die Völker zu bezahlen haben, das Versäumte bald darauf nachgeholt, mit deutlichster Beziehung auf die vorhergegangenen Demonstrationen und ungeachtet des Mahnworts, daß »die Rechnung an irgendeinem Tage in der Verstimmung des anderen Landes präsentiert wird«. Und was sind selbst sieben eingeschlagene Fensterscheiben gegen jene, die die Presse eines Landes einschlägt und für die es selbst, nach Bismarck, »irgendeinmal verantwortlich ist«? Welch großen Wert nun Herr Urzidil auf eine Verbreitung von Vorstellungen legt, deren Wunsch er bestreitet, erweist er mit jener sensationellen Geschicklichkeit, die schon in den Generalstabsberichten des Weltkriegs die gemeldete Sensation übertroffen hat, indem die Siegesmeldung zwar eine Unwahrheit war, dafür aber die Niederlage noch größer erscheinen ließ. Er hat völlig recht mit der Auffassung, daß der Herausgeber der Fackel den

»wahren Sachverhalt«, der den falschen so nachdrücklich bestätigt, »wohl erst aus zweiter Hand erfahren konnte«. Während nämlich Herr Urzidil, wie er selbst ausgesagt haben soll, noch in der Nacht, da die Fenster eingeschlagen wurden, wenigstens vom Portier der Gesandtschaft, also aus erster und authentischer Quelle informiert wurde, so daß bereits am nächsten Morgen die deutsche Welt durch das Wolffbüro erfahren konnte, daß »schon wieder deutschfeindliche Ausschreitungen« in Prag stattgefunden hätten, war der Herausgeber der Fackel weder bei diesem Vorfall zugegen noch bei den vorangegangenen Tonfilmdemonstrationen. Von diesen hat er überhaupt kaum mehr erfahren, als daß gegen ihre kulturelle Mißdeutung der tschechoslowakische Außenminister sich auf ihn als unbehelligten Vertreter deutschen künstlerischen Schaffens berufen hat, und er erfuhr auch dies nur aus zweiter Hand, da das Wolff-Büro sich nicht beeilt hat, die deutsche Öffentlichkeit von diesem Prager Vorfall zu informieren, wiewohl er doch unstreitig mit dem Thema wie mit dem nationalen Punkt zusammenhängt. (Und der tschechoslowakische Außenminister hatte den Deutschen sogar die Erinnerung erspart, daß der Autor, den er als Zeugen führte, daß die Tschechen dem deutschen Wort nicht abhold seien, derselbe ist, gegen den das Deutschtum der »Bohemia« eine publizistische und akademische Hetze veranstaltet hat, die kulturell weit beträchtlicher war als der Pöbelradau gegen die deutschen Tonfilme!) Was nun aber die Information über die Tonfilmhetze als solche betrifft — sowohl die tschechische wie die deutsche —, war der Herausgeber der Fackel tatsächlich auf eine zweite Hand angewiesen, welche ihm den Berliner Börsen-Courier, Abendausgabe vom 25. September darreichte, woselbst im Leitartikel — und eben jenem, der zu der beanstandeten Wendung in der Fackel angeregt hat — unter dem Titel »Tonfilm und Deutschenhetze« diese sich als eine Hetze darstellte, in der mehr die Subjekt- als die Objektbeziehung der Deutschen hervortrat. Denn es war da ein besonderer Nachdruck auf die Verbreitung der Vorstellung gelegt: daß die Menge der Demonstranten sich

in der Nähe der Deutschen Gesandtschaft

betätigt hätten, indem sie daselbst

Beleidigungen des Deutschen Reiches und seines Außenministers hinausschrie . . . .

Was lag näher, als daß sich dem Bewußtsein, dem seit damals so viel wahre und unwahre Sensationen angetan wurden, »im Zusammenhang« mit dem 19. März, wo »schon wieder« etwas geschehen war, wo es »vor der Deutschen Gesandtschaft in Prag« geschehen war und wo ihr von unbekannten Tätern tatsächlich »einige Fensterscheiben« eingeschlagen wurden — Herr Urzidil gibt jetzt erst die genaue Zahl an —, was lag also näher, als daß sich ihm die Vorstellung einprägte, es sei schon damals eine einzige eingeschlagen worden (was ja kein Wunder gewesen wäre), und umso näher, als es in den damaligen Berichten von anderen tatsächlich eingeschlagenen Fensterscheiben nur so wimmelte! Vielleicht ist Herrn Urzidil, dessen Wachsamkeit sich von der des Portiers der Deutschen Gesandtschaft gewiß nicht beschämen läßt — wiewohl nicht er den Portier, sondern dieser ihn von dem Vorfall des 19. März benachrichtigt hat —, vielleicht ist ihm der Autor des am 25. September aus Prag hinaustelephonierten Leitartikels — annähernd mit der Lautstärke, mit der »in der Nähe der Deutschen Gesandtschaft« die Beleidigungen des Deutschen Reiches hinausgeschrien wurden —, des Leitartikels, der doch weit mehr als die Vorstellung einer eingeschlagenen Fensterscheibe zu verbreiten gewünscht hat — vielleicht ist Herrn Urzidil dieser unbekannte Täter bekannt, dessen Verfolgung ich eingeleitet habe. Hält er es für möglich, den Leitartikel über eine eingeschlagene Fensterscheibe zu leugnen, weil es ein Leitartikel über eine Beleidigung des Deutschen Reiches war? Würde er solches insbesondere dann für möglich halten, wenn ihm der Verfasser des Leitartikels nahestünde, wenn er, sagen wir, obschon nicht geradezu mit ihm verwandt, so doch identisch wäre? Natürlich könnte man, da er hier von einem doppelten Geheimnis, dem amtlichen als Presseattaché und dem noch gewichtigeren redaktionellen als Korrespondent des Börsen-Couriers geschützt wäre, von seiner Beziehung zum Autor dieses Leitartikels nur aus zweiter Hand erfahren haben. Aber eben dieser verdankt man auch das Wissen, daß wegen des Leitartikels wie jener vielen Meldungen, die auf dem

Umweg des Wolffbüros in die deutsche Presse gelangt sind, der Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft in Kreisen, die ihn vielleicht mit Unrecht dafür verantwortlich machen, derartige Anfeindungen erdulden mußte, daß er sich sogar genötigt sah, die deutsche Staatsbürgerschaft mit Nachsicht sowohl des tschechischen Namens wie des sonst erforderlichen Aufenthalts in Deutschland zu erwerben.

Der Herausgeber der Fackel hofft, das unzutreffende Bild des wahren Sachverhaltes nunmehr wunschgemäß durch ein zutreffendes ersetzt zu haben, das die Welt, wenn sie schon keine Vorstellung ist, doch als Willen offenbart. Er hat es getan, weil er zweifelt, ob es der Autorität der Deutschen Gesandtschaft genehm sein kann, daß auf ihrem Geschäftspapier die Anekdote vom zerbrochenen Krug: 1.) habe ich mir keinen entliehen, 2.) war er, als ich mir ihn entlieh, schon zerbrochen und 3.) habe ich ihn ganz zurückgegeben, irgendwie entsprechend einer eingeschlagenen Fensterscheibe, die ganz war, bis zu sieben, die eingeschlagen waren, variiert werde. An und für sich müßte ja, wie gesagt, die Unterzeichnung eines Briefes der Deutschen Gesandtschaft mit einem Namen, der einen Klang hat, als ob in ihm die Vorstellung von eingeschlagenen Fensterscheiben geradezu erfüllt wäre, dem stärksten Mißtrauen begegnen. Aber vielleicht verhält sich die Sache doch so, daß Herr Urzidil zwar im Allgemeinen befugt ist, als Presseattachée für die Deutsche Gesandtschaft das Wort zu ergreifen, dort wo er Hoffnung hegen kann, die Presse zu beeinflussen — eine Hoffnung, die ja keineswegs auf einem übertriebenen Optimismus beruhen dürfte —, daß er hier jedoch dem Wunsch der Deutschen Gesandtschaft, statt einer Vorstellung eine Richtigstellung zu verbreiten, in etwas zu unbefangener Weise entgegengekommen ist, und damit freilich dem Wunsch der Fackel, keine Zuschriften zu erhalten, direkt zuwidergehandelt hat. Denn wenngleich es vorstellbar wäre, daß die Deutsche Gesandtschaft von dem Wunsch beseelt ist, dem verantwortlichen Redakteur der Fackel die Berichtigung einer ihr unrichtig erscheinenden Behauptung, oder wenn dies nach der gesetzlichen Norm nicht aussichtsvoll wäre, ein Ersuchen um Richtigstellung zu übermitteln, so ist es doch wohl kaum erträglich, daß Herr Urzidil aus seinem

Erfahrungen im Umgang mit der Presse den Wunsch ableitet, in eben deren Rayon und also in den Umkreis seiner Wachsamkeit die Fackel einzubeziehen, auf die Art, daß er durch die Ansprache »Sehr geehrter Herr Karl Kraus!« eine literarische Intimität, deren Vorstellung er offenbar bei seiner Behörde zu verbreiten wünscht, für den internen Zweck nutzbar macht. Was Herr Urzidil sich und seiner Behörde sonst vorgestellt haben mag und ob er wirklich der Meinung war, auf die Fackel annähernd den Eindruck zu erzielen, dessen er gegenüber seinen Vorgesetzten sicher sein konnte, als er sich erbötig machte, die Sache in Ordnung zu bringen, darüber sind wir nicht einmal aus zweiter Hand informiert; es entzieht sich ganz so naturgemäß unserer Kenntnis, wie die deutsche Welt aus Prag Kunde bekommt, sooft eine Fensterscheibe eingeschlagen wird. Herr Urzidil ist, soweit wir uns selbst überzeugen konnten, ein Prager Literat, dessen teils tschechische, teils nichtdeutsche Abkunft, von der wir nur aus zweiter Hand wissen, die Opfer, die er für die Sache des Deutschtums bringt — wenn schon nicht durch sein Schaffen, so durch seine Gesinnung — beträchtlich erscheinen läßt. Der Wagemut, mit dem er nicht nur allen nationalen Anfeindungen trotzt, sondern sich mit dieser Haltung auch noch in das satirische Blickfeld der Fackel begibt, ist hoch anzuschlagen; er grenz an Unbesonnenheit. Der Erfolg für die Deutsche Gesandtschaft in Prag, in deren Namen er auftritt, besteht nicht so sehr darin, daß, wie bis zum Endsieg täglich vom Wolffbüro gemeldet war, eine Vorstellung genommen wurde, sondern daß sie, wie es niemals zugab, in geradezu vorbildlicher Weise befestigt erscheint.

Allein purer Neid erfaßt mich, wenn ich an Herrn Starhemberg denke, mit dem jener nun doch, wenngleicht nicht voll und ganz, zu Gericht geht. Aber ich bin Optimist, und ich meine, daß ich es vielleicht auch noch so weit bringe, wenn ich mir hiemit die Anwürfe zu eigen mache, naturgemäß soweit sie nicht wirklich rein formaler Natur sind, dafür ohne jeden Vorbehalt die Bezeichnung »Johannes der Täuscher«. Für diesen Anwurf wäre ich zu einem umfassenden Wahrheitsbeweis erbötig, auf Grund einer Erfahrung, mit der ich freilich nichts vor irgendeinem öffentlichen Menschen im In- oder Ausland voraushabe, der von Schober jemals im Leben ein Versprechen empfangen hat, wie zum Beispiel der französische oder der tschechoslowakische Gesandte. Sollte es mir wieder einmal nicht gelingen, weil ja die praktischen Erfolge mir immer von anderen weggeschnappt werden, so bin ich bereit, da es sich doch nicht um die Sache des Herrn Starhemberg handelt, sondern um die freilich kaum durchführbare Reinigung unseres politischen Lebens, wenn schon nicht als Angeklagter, so doch als Zeuge meine Pflicht zu erfüllen. Denn:

Ich kann wahrlich von mir sagen, daß ich mein ganzes Leben lang nichts als meine Pflicht getan habe, weil dies und nichts anderes meine Pflicht ist, und zwar nach den Motiven Üb' immer Treu und Radetzkymarsch: — —

Nachschrift

Schobers Anwalt hat, wie Prozeß und Urteil dartun, nicht auf der einen Seite Hoffnung und auf der andern Furcht genährt, sondern beide Seiten scheinen einander entgegengekommen zu sein. Zweihundert Schilling Geldstrafe sind entschieden weniger als sechzig Millionen, ja sogar, selbst für Linzer Ansprüche, dürftiger als der Betrag, mit dem die Wiener Justiz die Ehre eines Mitarbeiters der sozialdemokratischen und der schwerindustriellen Presse taxiert hat, und noch geringfügigere Fälle zu taxieren pflegt. Aber in dem Krupnik-Preis scheint eben die Unterlassung des Wahrheitsbeweises einkalkuliert zu sein. Schober hatte es leicht, über den Vorwurf, als »Verräter« gehandelt zu haben, zur Tagesordnung zu schreiten, denn Herr Starhemberg, der gleichfalls fand, daß es sich um politische Differenzen handle, die »im Gerichtssaal nicht auszutragen sind«, folgte ihm willig dorthin. Es war, als ob die Verbindung, die er ihm nachgesagt hatte, nicht so sehr bewiesen, als bewährt werden sollte. Er verzichtete auf die Führung eines Wahrheitsbeweises und ermöglichte — so hieß es wenigstens — das juridische Absurdum, daß der Richter nicht

nur die Schimpfwörter, die im Zusammenhang einer Anführung ehrenrühriger Tatsachen eben keine »Beschimpfungen« sind, für strafbar erklärte, sondern auch die Bezeichnung »Johannes der Täuscher« — »schon mit Rücksicht auf das Wortspiel« — für eine Verspottung, »für die ein Wahrheitsbeweis nicht zugelassen werden könnte, selbst wenn er angeboten worden wäre«. Welch ein Nonsens, da die »Verspottung«, der, soweit sie den Kläger trifft, etwas Tatsächliches, ob nun beweisbar oder nicht, zugrundegelegt war, als solche höchstens von der Staatsanwaltschaft wegen eines etwaigen blasphemischen Momentes unter Anklage gestellt werden könnte. Wenn ich behaupten will, daß Johannes getäuscht habe — und ich will es behaupten —, so habe ich in Linz nicht das Recht, diese Behauptung als Wortspiel zu formulieren. Aber vielleicht in Wien? Nach höchstrichterlicher und höchst richtiger Entscheidung darf man einen, dem man Lumpereien nachsagt, sogar mit dem Schimpfwort »Lump« belegen. Nun mag Herr Starhemberg bis zu welchem Grade er will einsehen, daß er in diesem Punkte bloß »geschimpft« habe. Daß er aber mit der überaus glücklichen Formulierung »Johannes der Täuscher« — die geradezu in den Büchmann aufgenommen zu werden verdient — einen bestimmten Sachverhalt behaupten wollte, wird er kaum zu leugnen versuchen. Die Gründe, die ihn ~~selbst~~ da zu einem Verzicht auf die Führung des Wahrheitsbeweises bewogen haben, scheinen tatsächlich dem Gebiet einer Politik zuzugehören, die einem Gerichtsverfahren besser ausweicht. Ich, der solchen Interessen und Erwägungen fern steht, übernehme hiemit, aus allgemein moralischen wie aus rechtswissenschaftlichen Gründen, die Bezeichnung »Johannes der Täuscher«, auf die der Autor so großmütig verzichtet hat, zitiere statt Rückert Starhemberg, und fordere Schober wieder einmal zu etwas auf: zu einem Schritt, der vielleicht doch jenen anderen nach sich ziehen könnte, durch den, wenn er mir seinerzeit gefolgt hätte, dem Staate ein Unglück erspart worden wäre, das seinen Dimensionen Hohn spricht. Der Sachverhalt des Verrates an der Heimwehr würde mich bei der Führung des Wahrheitsbeweises — den jedes Gericht, dem man ihn anbietet, zulassen muß — wenig interessieren, wiewohl ich Herrn Starhemberg keineswegs garantieren könnte, daß ich auf sein Wissen so ~~freimütig~~ verzichten würde, wie er auf das meine, und daß er nicht als Zeuge in die Lage käme, politische Differenzen im Gerichtssaal auszutragen, wobei ich natürlich keine Unklarheit darüber aufkommen ließe, daß der Verrat an der Heimwehr zwar Aufschluß über den einstigen Treuhänder gibt oder mehrt, doch ansonsten mir keinerlei Emotion verursacht. Aber mir würde, falls jener erklären sollte, daß er nicht in der Lage sei, dem Johannes auch nur die geringste Täuschung zum Vorwurf zu machen, mein eigenes »Abenteuer mit Schober« voll und ganz genügen.

Notizen, Briefe, Glossen

Mittlerer Konzerthaussaal, 13. November, 3/4 8 Uhr:

600. Vorlesung

I. Worte in Versen (Übertragung durch Radio Wien): Zum ewigen Frieden / Vor einem Springbrunnen / Todesfurcht / Jugend / Das Kind / An meinen Drucker / Wiedersehn mit Schmetterlingen / Der Reim / Leben ohne Eitelkeit / Der Grund / Radio / Die Raben.

II. Der Traum ein Wiener Leben (1910). — Ein Zitat aus Belloc. — Vorrede. Das Schoberlied. — Das Ehrenkreuz (1909). — Bunte Begebenheiten. — Kinder als Zeitungsleser. — Ein Zitat aus Baudelaire. — Das Lied von der Presse. — Reklamefahrten zur Hölle (November 1921).

Auf dem Programm:

Die Feier des 600. Abends würde nach dem Sinn des Vortragenden erst erfolgen, wenn er zum 601, dem seines geliebten Vert-Vert, ein ebenso vollzähliges Auditorium versammelt sähe. Sie wäre die Teilnahme an einer Zeitflucht, die die wahre und letzte Beziehung zu der verpesteten Gegenwart bedeutet; sie wäre die Anerkennung der eigeneren Schriften des Autors und des Ranges, den der Vortragende des Theaters der Dichtung sich selbst streitig macht. Hingegen sei man endlich mit ihm überein, daß sich der Triumph der Dummheit und der Lumperei, denen wir alle mit Haut und Haar geopfert sind, nicht mehr bestreiten, sondern nur noch besingen läßt.

Nebst Bücheranzeigen eine Statistik der Vorlesungen, entsprechend der zur 500., u. a.:

Von den 600 Vorlesungen haben 351 in Wien, 249 außerhalb Wiens stattgefunden; die außerhalb Wiens in Berlin (97), Prag (46), Hamburg (10), München (10), Paris (10), Brünn (8), Mährisch-Ostrau (7), Breslau (6), Teplitz-Schönau (6), Dresden (4), Graz (4), Innsbruck (4), Zürich (4), Karlsbad (3), Bielitz (2), Budapest (2), Czernowitz (2), Frankfurt a. M. (2), Neustrelitz (2), Preßburg (2), Triest (2), Aachen, Aussig, Bodenbach, Dortmund, Dzieditz, Essen, Gablonz, Hagen, Heidelberg, Königsberg, Linz, Mannheim, Pilsen, Pola, Salzburg, Troppau. — —

An 256 Abenden wurden eigene Schriften, an 127 Abenden teils eigene, teils fremde, an 217 Abenden ausschließlich fremde Schriften gelesen. — —

nicht mißbrauchen, sondern nur seine Tiefe erkennen läßt, uns mit einem Schlag die unversehrte Zauberwelt einer gnadenvollen Theaterepoche zu zeigen, deren Vorhandensein in diesen Zeitläuften ein unerwartetes Geschenk ist und ein hilfreicher Trost für alle »Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist«.

Ernst Krenek

»Perichole« wurde auf der Städtischen Bühne in Düsseldorf — Dirigent Jascha Horenstein, Inszenierung W. B. Iltz — am 30. Oktober zum ersten Male aufgeführt.

Komödienhaus, Leipzig

2. Vorstellung des Arbeiter-Theaters

7. November 8½ Uhr

Die Unüberwindlichen

~~Nachkriegsdrama in 4 Akten von~~

~~Karl Kraus~~

In Szene gesetzt von Lotte Franck-Witt unter Mitwirkung von Karl Kraus.
Bühnenbilder: B. F. Dolbin-Berlin. — Projektion: Nina Tokumbet.
Musikalische Einstudierung: Herm. Heyer.

~~I. Akt: Die von der Pfeife.~~

Barkassy, Herausgeber der Pfeife	Peter Ihle (als Gast)
Fallotai, Redaktionssekretär	Hans Öhler
Schufterle, Mitarbeiter	Werner Schreck
Ein Redaktionsdiener	Fritz Sommerlad
Chor der Redakteure	

~~II. Akt: Die Diesbezüglichen.~~

Wacker, Polizeipräsident	Kurt Meister
Veichen, Hofrat	Herbert Pohl
Hinsichtl, Rücksichtl, Konzeptsbeamte	Herbert Fink
	Karl Weidner
Der Präsidialist	Werner Schreck
Ein Dienstmädchen	Annedore Zimmermann
Arkus, Herausgeber des Pfeil	Hans Berger
~~Barkassy~~	~~Peter Ihle~~

(Sp. J. 16)

[illegible] d

Vorwort:

Kein Zeitstück! Ein toter Papagei wird begraben u. erhält seinen Nachfolger. Es geht nichts vor, es geht das nichts an, aber es ist schön. Schöner als die Schönheit des Offenbach-Schänders Reinhardt, die Herrn Lunatscharsky entzückt hat, der mich schon gar nichts angeht. Nicht weil er ein Kommunist ist, sondern weil er kein Kommunist ist. Um Hofmannsvorstellungen, die Spannender sind als die seinen, ~~[illegible]~~ Durchbringen, war soeben in Berlin der folgende Apparat aufgeboten:

Vorrede

Kein Zeitstück! Ein toter Papagei wird begraben und erhält seinen Nachfolger. Es geht nichts vor, es geht uns nichts an, aber es ist schön. Schöner als die »Schöne Helena« des Offenbach-Schänders Reinhardt, die Herrn Lunatscharsky entzückt hat, der mich schon gar nichts angeht. Nicht weil er ein Kommunist ist, sondern weil er kein Kommunist ist. Um »Hoffmanns Erzählungen«, die spannender sind als die seinen, umzubringen, war soeben in Berlin der folgende Apparat aufgeboten:

~~Nicht weniger als~~ 973 Personen sind in emsiger Tätigkeit, um die Zauberwelt der Offenbachschen Oper lebendig zu machen. Numero 1 (natürlich!), der Regisseur Max Reinhardt persönlich. Dann die beiden Kapellmeister Leo Blech und Manfred Gurlitt. Reinhardts oberster Helfer Dr. Hock, dann Direktor Gerner. Des weiteren arbeiten zwölf Musikassistenten, 75 Orchestermitglieder, 35 Solisten, der Choreograph Dolin, 112 Tänzer und Tänzerinnen, Chorsänger und -Sängerinnen, 56 Komparsen, der technische Leiter Dworsky, acht Bühnenmeister, zehn Inspizienten, 14 Requisiteure, 36 Beleuchter, 48 Bühnenarbeiter, 25 Stukkateure, 93 Mann Garderobepersonal für die Bühne, 84 für den Zuschauerraum, 120 Arbeiterinnen in den Werkstätten. 23 Bureaukräfte und nicht weniger als elf Portiers.

Ein Kollektiv, das Herrn Lunatscharsky begeistern dürfte. So etwas werde ich heute nicht brauchen. Außer mir habe ich meinen ausgezeichneten ~~Musiker~~ Wie viel Garderobepersonal mitwirkt, weiß ich nicht. Ein Portier genügt ~~mir~~!

~~III. Akt: Pariser Leben~~

~~Gaillioni~~	Joseph Firmans
Die Sekretärin	Hertha Schreiber
Der Sekretär	Theodor Zschiedrich
Der Kammerdiener	Fritz Sommerlad
Ein Zimmerkellner	Werner Ebert
Ein Bilderagent	Werner Schreck
Ein Antiquitätenhändler	Johannes Foerster
Ein Friseur	Hans Öhler
Eine Manicure	Sidy Bienenstock
Ein Groom	Thea Jahns
~~Barkassy~~	~~Peter Ihle~~

~~IV. Akt: Stille Nacht, heilige Nacht.~~

~~Wacker~~	~~Kurt Meister~~
Veilchen	Herbert Pohl
Hinsichtl	Herbert Fink
Rücksichtl	Karl Weidner
~~Der Präsidialist~~	~~Werner Schreck~~
Kwitschala, Zehetgruber } Kriminalbeamte	Werner Ebert, Wilhelm Helbig
Fadenhecht, Dirigent	Hans Öhler
Ramatamer	Johannes Foerster
Ein prominenter Holländer	Max Barth
Der Präsident des Automobilklubs	Fritz Sommerlad
Lobes, Bankpräsident	Kurt Maier
Vollmann, Minister a. D.	Theodor Zschiedrich
Die kleine Strohal	Thea Jahns
Der Vertreter der »Neuen Freien Presse«	Harry Walden
~~(Der Vertreter des »Neuen Wiener Journals«~~	~~Karl Lehnert~~
~~Der Vertreter der »Reichspost«~~	~~Rudi Werner)~~
Der Vertreter der »Dötz«	Hans Berger
Ein Troglodyt	Rolf Seifert
~~Barkassy~~	~~Peter Ihle~~
Die Festgesellschaft →	Die Kinder

*

Ein Leipziger Blatt schrieb über die »Unüberwindlichen«:

Es (das Drama) ist semitisch und antisemitisch, bürgerlich und bürgerfeindlich, scharf und mild, mit anderen Worten, nicht heiß und nicht kalt, also echt weanerisch.

In der Prager deutschen Radiosendung hat am 4. November ein Vortrag unter dem Titel »Arbeitersendung, Dr. Emil Franzel und Hans Lichtwitz: Lyrik und Satire in der Dichtung Karl Kraus'« stattgefunden. Die Rezitation brachte:

Wiese im Park / Landschaft / Die Raben / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Das siebente Gebot / Der große Betrag / Derselbe (§ 144) / Zwei Soldatenlieder / Elysisches / Dichterschule / Die Zeitung / Alles, nur nicht die Gobelins! / An den Bürger.

»Außerdem wurden im Vortrag«, so heißt es, »einzelne Verse und Strophen aus Gedichten zitiert. Aus dem Gedicht ‚Dichterschule' hatte der Zensor die zweite Strophe gestrichen«. (Vielleicht, weil in der offiziellen Welt — der das Radio angegliedert ist, anstatt sie kaputt zu schlagen — bloß eine tätige Beziehung zu dem Körperteil, der in der Strophe vorkommt, anerkannt wird.) Der Vortrag (des sozialistischen Schriftstellers) richtete sich zunächst »gegen den dauernden Mißbrauch der Gedanken und Wortprägungen« der Fackel »in der sozialistischen Presse oder in einem Teil dieser Presse«, und zwar mit den Worten:

Der Saritiriker Karl Kraus ist allen Totschweigemethoden der Presse zum Trotz weit über den Kreis seiner Gemeinde, der Leser der Fackel, hinaus bekannt geworden. Die Arbeiterschaft kennt ihn als treuen Freund ihrer Sache und als Hasser ihrer Feinde. Der wahre Schätzer und Verehrer des unerbittlichen Richters unserer Zeit wird aber bedauern, daß die Popularität der Satire Karl Kraus' in weiten Bereichen der proletarischen Publizistik und Journalistik Maße und Formen angenommen hat, die nur noch ein verzerrtes Bild der Urgestalt und des Vorbildes ergeben: gerade wo er nicht genannt wird, erscheint Karl Kraus tagtäglich kopiert, kehren die einmaligen Wortgestalten seiner Satire als Formeln und Clichés wieder, übt sich journalistische Fixigkeit im Mißbrauch seines Wortes. Darum sei versucht, vor diesem Hörerkreis die Satire Karl Kraus' gegen die journalistische Sphäre abzugrenzen, die sich an ihr bereichern und sie zum Ornament der Zeitung entwürdigen möchte, und ihren Ursprung in der Dichtung, in der reinen Lyrik bloßzulegen. Die Satire Karl Kraus' gehört in das Reich der Dichtung, wo die Schöpfung einmalig und nicht wiederholbar ist, nicht in den Kreis der Journalistik, wo es keine schöpferische Tat, sondern trotz den ewig neuen Anlässen nur die Wiederholung, die Schablone gibt . . . .

Merk's Wien, Stadt meiner Lieder! Und in diesem Zusammenhang bleibe nicht unbeachtet, daß eine Wiener Feuilleton-Korrespondenz einen Aufsatz von Ernst Fischer (nicht zu verwechseln mit Heinrich) versendet, jenem tat-

kräftigen Autor, dem ich viel von meiner Verbreitung verdanke und der zwar öffentlich für den Kästner schwärmt, aber eine heimliche Schwäche für mich hat. Der Aufsatz, der sich »Abenteuer mit der Sprache« betitelt und schon im Titel ein herziges Mißverständnis enthält, beginnt so:

Die Franzosen haben zu ihrer Sprache eine ordentliche Beziehung, die Deutschen ein schlampiges Verhältnis. In Frankreich werden alle Probleme der Sprache von der Akademie geregelt, in Deutschland kann jeder mit der Sprache treiben, was er will. In Frankreich entstehen die neuen Worte legitim, in Deutschland werden sie wild geboren, als Kinder grammatikalischer Unzucht und sprachlicher Abenteuer.

Nicht unrichtig und gleichwohl verhatscht. Wenn Herr Fischer wüßte, was sprachliche Abenteuer sind, würde er zu schreiben aufhören. Warum denn als Mitarbeiter der Arbeiter-Zeitung gar so legitim tun! An Deutschland sind wir ihrem Sinne nach längst angeschlossen, und für das, was sie mit der Sprache treibt, besitze ich annähernd fünfhundert Beispiele aus den letzten Jahren. Eine Bettgeherbeziehung, die mit Neid auf die schlampigen Verhältnisse in bürgerlichen Journalkreisen blickt, der sich aber doch eine ganz pikante Gerichtssaalrubrik abgewinnen ließe.

Wien, ~~am~~ 6. August 1931

An den
Verlag der Fackel
Wien.

»Zu der Tragödie Friedrich Austerlitz« ist wohl nur für besonders Eingeweihte bestimmt. Für solche Leser, welche nur »ahnen« können, sind die Ausführungen nur halb verständlich.

— —

~~Wien~~ 7. September 1931

Sehr geehrter Herr!

Wir gelangen erst heute dazu, den Empfang Ihres Schreibens vom 6. August zu bestätigen, dessen Absicht uns leider so wenig verständlich ist wie Ihnen die »Ausführungen«, von denen Sie sprechen. Eine eigentliche Antwort wäre uns weder möglich, wenn Ihr Schreiben eine Beschwerde oder einen Tadel, noch wenn es eine Anfrage oder das Ersuchen um einen Kommentar bezwecken sollte. Im ersten Fall wäre der Leser auf sein Recht zu verweisen, einer Lektüre, die ihn nicht befriedigt, künftig zu entsagen. Im zweiten Fall auf die gewiß verständliche prinzipielle Unmöglichkeit, seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Wir möchten

GEBURTS-
ANZEIGE!

Heute wurde als Sprößling der deutschen Zensurfreiheit und der Leipziger Demokratie in Berlin
die sozialistische Wochenzeitung
SWZ „Die Fackel"
in die Welt gesetzt. Gleichzeitig beehren wir uns mitzuteilen, daß wir für den neuen Erdenbürger den zweiten Mann zur Werbung und evtl. Eheschließung suchen. Auch der dritte Mann und weitere können sich bereits melden.

Freie Verlagsgesellschaft.

Da ich für Humor wenig Sinn habe und weder gezwungen werden kann, Taufpate zu sein, noch ernstlich gewillt bin, zum Totgeschwiegenwerden mich auch bei Lebzeiten beerben zu lassen, so wurden gerichtliche Schritte unternommen, die die Namensänderung des Neugebornen erwirken sollten. (Denn wozu hätten wir denn Kadis in Berlin?) Bevor die fröhlichen Eltern sich gutwillig hiezu verpflichteten (da wir Wiener ja doch kein' Kadi brauchen werden), trat der Humor noch einmal in seine Rechte, indem sich nämlich die Hebamme meldete, gleich einer resoluten Paulina dem rasenden Leontes das Kind, damit er's anerkenne, einfach hinlegend:

Reichstag
Abgeordneter

Berlin ~~NW 7, den~~ 14. ~~10.~~ 1931

Sehr verehrter Herr Dr. Kraus,

Sie werden sich wundern, von einem Ihnen ganz fremden Menschen einen Brief zu erhalten. Zunächst einmal möchte ich Ihnen sagen, daß ich Sie aus Ihren Vorlesungen in Wien gut kenne, da ich längere Zeit in Wien wohnte. Auch Ihre Zeitschrift »Die Fackel« ist mir von dorther gut bekannt. — Weiter möchte ich Ihnen aber mitteilen, daß ich die Geschäftsführerin der Freien Verlagsgesellschaft bin, die die Ihnen inzwischen auch bekanntgewordene Wochenzeitung »Die Fackel« herausbringt.

Ihre politische Einstellung ist mir aus Ihren Schriften und Vorlesungen bekannt. Ich weiß, daß Sie die gleichen Ziele verfolgen wie wir. Ich weiß auch genau, daß Sie uns durch Ihren Einspruch gegen die Führung des Namens »Die Fackel« keinerlei Unannehmlichkeiten machen wollten. Der Erfolg ist jedoch gerade das Gegenteil. Im Augenblick, wo es galt, gegen die Politik der SPD, gegen die Bonzo-

kratie innerhalb der Partei aufzutreten, wäre uns die Möglichkeit dazu beinahe genommen worden, wenn wir nicht durch einen Zufall von Ihrem Einspruch Kenntnis erhalten hätten. Sie können sich vorstellen, welch unermeßlicher Schaden das für unsere Bewegung gewesen wäre. Nun liegt die Sache aber auch so, daß unsere Zeitung unter dem Namen »Fackel« in ganz Deutschland so bekannt geworden ist, daß eine Änderung des Namens eine große Schwächung bedeuten würde. Ich kann nicht annehmen, daß Sie dies bezwecken. Ich weiß im Augenblick auch nicht, wie die rechtliche Grundlage dafür ist, ich habe im Augenblick nur den Wunsch, mich mit Ihnen über die Sache zu verständigen.

Wenn es Ihnen, sehr verehrter Herr Dr. Kraus, deshalb irgend möglich ist, so bitte ich Sie ganz dringend, mir eine Nachricht zukommen zu lassen und mir mitzuteilen, ob nicht doch die Möglichkeit besteht, zu einer gütlichen Einigung zu kommen. Ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar, wenn Sie dies bald tun würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ruth Seydewitz

16. Oktober 1931

Sehr geehrte Frau Seydewitz!

Ihre Bitte um Verständigung, deren Freimütigkeit wir keineswegs verkennen, beruft sich mit Recht auf eine gegenseitige Bekanntschaft. Ihnen war die von Herrn Karl Kraus herausgegebene Zeitschrift, die den Titel »Die Fackel« führt, wie Sie erwähnen, schon von Wien her gut bekannt, und Sie sind nunmehr die Geschäftsführerin der Freien Verlagsgesellschaft, die »Die Fackel« herausgibt, von der Sie sagen, daß sie inzwischen Herrn Karl Kraus auch bekannt geworden ist. Das erste hat Sie nicht abgehalten, Ihrer Zeitschrift den Titel »Die Fackel« zu geben oder doch als Geschäftsführerin nicht zu verhindern, daß ihr dieser Titel gegeben werde. Das zweite verhält sich genau so, wie Sie sagen. Denn ohne daß uns Ihre Fackel bekannt geworden wäre, hätten wir unmöglich jene juristischen Schritte zum Schutze der unsern einleiten können, die Sie nun abzuwenden bemüht sind. Auch die »politische Einstellung« der Fackel, nämlich der schon seit 33 Jahren bestehenden, ist Ihnen, wie Sie erwähnen, bekannt, und Sie meinen, daß deren Herausgeber »die gleichen Ziele verfolgt« wie Ihre Partei, die die Zeitschrift gleichen Namens herausgibt. Wenn dies der Fall ist / / oder Sie doch diese Auffassung haben, so hätten Sie wohl eher darauf bedacht sein müssen, einer Verwechslung vorzubeugen,

als sie herbeizuführen, da ja die gleichen Ziele gewiß nicht den gleichen Titel erfordern oder ein Recht auf ihn verleihen. Sie gehen durchaus nicht fehl mit der Vermutung, daß wir Ihnen durch unseren Einspruch gegen die Führung des Namens »Die Fackel« »keinerlei Unannehmlichkeiten machen wollten«. Wir wollten uns bloß solche vom Halse halten. Sie beklagen es, daß »der Erfolg genau das Gegenteil ist« und daß Sie, wenn Sie »nicht durch einen Zufall« von dem Einspruch Kenntnis erhalten hätten, schwer geschädigt worden wären. Es ist ganz richtig, daß Sie dadurch das Entgegenkommen der Bewilligung einer Frist zur Änderung des Titels erwirkt haben. Sie führen nun, um ein weiteres Entgegenkommen zu erlangen, den Umstand ins Treffen, Ihre Zeitung sei »unter dem Namen ‚Fackel' in ganz Deutschland so bekannt geworden«, daß eine Änderung einen großen Schaden bedeuten würde. Mit Recht nehmen Sie wieder an, daß wir Ihre Schädigung nicht bezwecken. Mit Unrecht verkennen Sie nur unsern wahren Zweck, uns vor Schädigung zu schützen. Sie wissen im Augenblick nicht, wie die rechtliche Grundlage ist. Das weiß aber doch bestimmt Ihr juristischer Berater, der keinesfalls der Meinung sein dürfte, daß das Gesetz, auf das wir uns stützen können, den, der sich einen Titel aneignet, gegen denjenigen zu schützen hat, dem solches widerfahren ist. Sie wünschen eine Verständigung, ohne ein Wort der Entschuldigung oder auch nur der Erklärung dafür beizubringen, wie es geschehen konnte, daß Personen, denen unsere Zeitschrift »Die Fackel« gut bekannt war, sich deren Titel für die ihre angeeignet haben. Denn Sie scheinen der Ansicht zu sein, daß eine Verbreitung, die bereits zu unserem Schaden erfolgt ist, nebst der Betonung einer Zielgemeinschaft, die die Verwechslung befördert, eine hinreichende Exkulpierung sei. Was die Zielgemeinschaft betrifft, so machen wir natürlich gar kein Hehl daraus, daß wir an Ihrer Entschlossenheit, »gegen die Bonzokratie innerhalb der Partei aufzutreten«, mit vollster Sympathie beteiligt sind. Aber wir können Ihnen auch nicht verhehlen, daß wir das publizistische Mittel wie die Art seiner Rechtfertigung nicht für besonders geeignet halten, gegenüber dem moralischen und geistigen Bankerott der sozialdemokratischen Partei Kredit zu verschaffen.

seinem Höhepunkt angelangt ist, also just in dem Moment, wo nichts gesprochen werden dürfte (als höchstens »Sag Iltis zu mir!«) die Quantität des Herrn Friedell vorgeschoben wird. Mutet der gefeierte Kulturhistoriker als Ersatz für eine Vielheit erwerbsloser Schauspieler so absurd an, wie er zwischen schlechten Berufskomikern durch seine Fadheit und Privatheit komisch wirkt, so bietet dieser eingelegte Merkur als Gott der Theaterdirektoren doch immer wieder die Möglichkeit, von der eigentlichen Schändung der Helena-Musik durch Korngold junior abzulenken, was nicht einmal der Augen- und Ohrenweide Friedels, nämlich des Fräuleins Friedel Schuster gelingt, die doch die einzige Verbindung dieses orgiastischen Humbugs und aufgeplusterten Dilettantismus mit dem Theaterwesen vorstellt. Da ich ein Demonstrator von dessen unvorstellbarer Zeitgestalt bin, die ich freilich dem Unfug dieser Zwischenexistenzen von Regisseuren zuschreibe, so darf ich auch die echten Theatereindrücke nicht unerwähnt lassen, die sich dort noch einstellen, wo es der Individualität gelingt, sich gegen die Vergewaltigung durch ein Metier zu behaupten, dessen Vertreter von rechtswegen nicht einmal im Zuschauerraum zu dulden wären. Vor den Berliner »Prominenten«, jenen, die ihr männliches Geschlecht im Verkehr mit der Presse verleugnen, habe ich samt und sonders keine hohe Meinung. Unter den vielen weiblichen Begabungen, die es unstreitig heute wieder gibt, muß der souveränsten Bühnengestalt, die das jetzige Berlin aufweist, gedacht werden: Gitta Alpar, der einzigen Operettensängerin seit der Stojan (die Geistinger habe ich nur als wiederkehrende Greisin gesehen), bei der — selbst in der Niederung der »Dubarry« — Singen und Sprechen, Ton und Gebärde selbstverständliche und nicht in Mühsal vereinte Funktionen bilden, für Offenbach geboren und an Rotter verloren. Von zuletzt Gesehenen: die noble Lucie Mannheim und Dolly Haas, für deren kindmenschliche Züge P. A. gestorben wäre, in dem vorzüglichen Kitschfilm »Der Ball«, worin sie reicheren Spielraum erfüllen, als ein Dutzend Bühnenabende zu gewähren vermöchten. In der Öde des »Hauptmanns von Köpenick« Käthe Haack, und immer wieder die seltene, viel zu seltene, Blandine Ebinger, Aschenbrödel und Prinzessin, die durch ihre Schießbudenszene jeder Art von Publikum fühlbar machen

könnte, was Krieg und was Theater ist. Carola Neher, die ich mit überraschender Reinheit und Innerlichkeit Verse der »Heiligen Johanna der Schlachthöfe« von Brecht sprechen hörte. Wenn ich mich recht erinnere, an dem Nachmittag, an dem der beliebtere Werfel in einer Buchhandlung Autogramme schreiben sollte und Stunden vergingen, bis einer kam und Pitigrilli verlangte; ich hätte natürlich ausgeholfen, wenngleich ich schon weit wertvollere Bücherwidmungen des Meisters besitze, die ich auf Wunsch dem wohltätigen Zweck zu überlassen bereit bin. Mit dem Zeitungsruhm ist es eine eigene Sache. Die Lieblinge schwinden dahin, »welken gleich gemähtem Wiesengras« wie die Choretiden, wenn ich wie Phorkyas mein Werk beginne, »doch bittet oder rettet niemand sie vom Schluß«, und selbst meine Unbeliebtheit — Bestemm wirkt mehr als Reklame — vermag kaum für eine Saison Anziehung zu gewähren. Was die Presse aber im Theatergebiet vermag, ist mehr: Prostitution; Nervenqual vor dem Auftreten, wenn durch das Guckloch der machthabende Schuft erblickt wird, dem ein Gerichtsdiener kürzlich »Zurück auf die Bank!« gebot — die Theatersklaven hätten es erleben sollen! —; und Nervenzusammenbruch, sobald die künstliche Prominenz nicht mehr zu halten ist. Trotz aller Auflösung einer Menschheit, die sich im Tonfilm zugleich die Wunder der Technik und die Musik des Herrn Abraham mit Igen und Vergnigen bieten läßt, kommt mit physikalischer Notwendigkeit alles einmal in Ordnung. Geschieht's nicht auf der Bühne, so geschieht's außerhalb, weil die Prominenten, die uns zum Hals hervorragen, nicht genug Phantasie haben, das Entstehen der Anekdote zu verhindern. Herr Reinhardt wird — ~~trotz~~ seinen Strapazen um Offenbach — nicht geschäftlich zugrundegehen, sondern weil er den Refrain der Helena »Auf nach Riga, reise nach Riga« (»Siega« statt des Reims »Kreta — späta«) nicht voraussah; denn alles darf der Mensch werden, nur nicht Lette, und die Heiterkeit des Gerichtshofs, als ich kürzlich auf seiner Vorführung bestand, und jener Gerichtsdiener vom Telephon kam: »Gestern abend nach Lettland abgereist!«, hätte er für seine Serie der »Helena« brauchen können. Herr Pallenberg wird noch lange an der Amstelbank zu leiden haben, sowie Moissi an der Gebärklinik.

könnte, was Krieg und was Theater ist. Carola Neher, die ich mit überraschender Reinheit und Innerlichkeit Verse der »Heiligen Johanna der Schlachthöfe« von Brecht sprechen hörte. Wenn ich mich recht erinnere, an dem Nachmittag, an dem der beliebtere Werfel in einer Buchhandlung Autogramme schreiben sollte und Stunden vergingen, bis einer kam und Pitigrilli verlangte; ich hätte natürlich ausgeholfen, wenngleich ich schon weit wertvollere Bücherwidmungen des Meisters besitze, die ich auf Wunsch dem wohltätigen Zweck zu überlassen bereit bin. Mit dem Zeitungsruhm ist es eine eigene Sache. Die Lieblinge schwinden dahin, »welken gleich gemähtem Wiesengras« wie die Choretiden, wenn ich wie Phorkyas mein Werk beginne, »doch bittet oder rettet niemand sie vom Schluß«, und selbst meine Unbeliebtheit — Bestemm wirkt mehr als Reklame — vermag kaum für eine Saison Anziehung zu gewähren. Was die Presse aber im Theatergebiet vermag, ist mehr: Prostitution; Nervenqual vor dem Auftreten, wenn durch das Guckloch der machthabende Schuft erblickt wird, dem ein Gerichtsdiener kürzlich »Zurück auf die Bank!« gebot — die Theatersklaven hätten es erleben sollen! —; und Nervenzusammenbruch, sobald die künstliche Prominenz nicht mehr zu halten ist. Trotz aller Auflösung einer Menschheit, die sich im Tonfilm zugleich die Wunder der Technik und die Musik des Herrn Abraham mit Igen und Vergnigen bieten läßt, kommt mit physikalischer Notwendigkeit alles einmal in Ordnung. Geschieht's nicht auf der Bühne, so geschieht's außerhalb, weil die Prominenten, die uns zum Hals hervorragen, nicht genug Phantasie haben, das Entstehen der Anekdote zu verhindern. Herr Reinhardt wird — dank seinen Strapazen um Offenbach — nicht geschäftlich zugrundegehen, sondern weil er den Refrain der Helena »Auf nach Riga, reise nach Riga« (»Siega« statt des Reims »Kreta — späta«) nicht voraussah; denn alles darf der Mensch werden, nur nicht Lette, und die Heiterkeit des Gerichtshofs, als ich kürzlich auf seiner Vorführung bestand, und jener Gerichtsdiener vom Telephon kam: »Gestern abend nach Lettland abgereist!«, hätte er für seine Serie der »Helena« brauchen können. Herr Pallenberg wird noch lange an der Amstelbank zu leiden haben, sowie Moissi an der Gebärklinik.

Der Gieseke

Einstweilen wälzen sich noch die Prominenten in den Zeitungsspalten herum, aber lang' kann's nicht mehr dauern. Man beeile sich darum, das Antlitz des Herrn Abraham zu schauen, wie er auf der Leinwand des Tonfilms »Viktoria und ihr Husar« sein Orchester anfeuert. Sehr wichtig ist ja auch, daß die Ravag noch die Garderobengespräche des Herrn Pallenberg vor dem Auftreten überträgt. Und vor allem versäume man kein Interview mit Herrn Jannings, der, sobald er Wiener Boden berührt, Antäuskräfte entfaltet. Es handelt sich um nichts Geringeres als um »den Gieseke«. Wissen Sie, was »der Gieseke« ist? Er kommt im »Weißen Rößl« vor, dessen Zaubermacht die Völker mit Ausnahme von China und Japan geeinigt hat, aber es handelt sich jetzt um die Fortsetzung. Sie soll ein Weihnachtsgeschenk für die lieben Wiener sein. Beer wollte, daß Müller wollte, daß Jannings den Gieseke spielen wollte. Es bestand ein Plan, und der wird nun zustandekommen. »Ich glaube, ich werde es machen, warum soll ein tragischer Schauspieler nicht auch einmal etwas Heiteres spielen?« Ja warum nicht? Herr Jannings ist ein tragischer Schauspieler, also machen wir. »Sie müssen wissen«, sagte er einem unserer Mitarbeiter, daß es für ihn eine große Freude sei, mal auch usw. Was man alles wissen muß! In hundert Varianten wird es gebracht und immer wieder »der Gieseke«, bei dessen bloßer Ahnung ich schon in den Neunzigerjahren trübsinnig wurde. Der Geniegedanke der Weltbeglückung durch das »Weiße Rößl« — aber Herr Jannings wird die Fortsetzung spielen, weil dort »der Gieseke stärker hervortritt« — stammt von ihm. Müller und Charell waren bei ihm in St. Wolfgang (wo die Tragöden haxenschlagen), Charells Stirne war gerunzelt.

Machen Sie doch das »Weiße Rößl«, sage ich zu ihm mit momentanem Einfall, und wirklich, Charell sah mit Künstlerauge sofort die großen Ausstattungsmöglichkeiten, die in dieser Idee steckten.

Und seither lebt die Welt trotz Giftgas und Pleite in dulci jubilo und ist nur ein einziges »Haus Vaterland«. Vorläufig steht Herr Jannings »noch im Banne« des Fuhrmanns Henschel — aber dann kommt der Gieseke!

Weit gebracht

Aus den ‚Hamburger Nachrichten':

— — Das neue Stück, an dem Zuckmayer arbeitet, »Eduard VII.«, behandelt die historische Gestalt des englischen Königs und soll eine Rolle für Karl Kraus oder Emil Jannings werden.

Berlin, 15. Oktober 1931

Sehr geehrter Herr!

Ein großer deutscher Zeitungsverlag hat uns beauftragt, ihm für seine illustrierte Ausgabe eine Sammlung von Porträts bekannter Persönlichkeiten aus Literatur und Kunst zu liefern. Einmal für diesen Zweck, dann aber auch, um Ihr Bild in unser Archiv aufzunehmen, das die größte deutsche Porträtsammlung umfaßt, die von der Presse wegen der guten Qualität der Aufnahmen mit Vorliebe zu Illustrationszwecken herangezogen wird, bitten wir Sie, uns Gelegenheit zu einer Porträtaufnahme geben zu wollen.

Wir dürfen annehmen, daß Ihr Weg Sie ab und zu nach Berlin führt und daß dann die Möglichkeit vorhanden ist, eine solche Aufnahme zu machen. Diese könnte nach Ihrer Wahl in ihrem Hotel oder in unserem Aufnahmeraum erfolgen und würde Ihre Zeit nur wenige Minuten in Anspruch nehmen. Wegen seiner günstigen Lichtverhältnisse und aus sonstigen technischen Gründen bietet unser Aufnahmeraum allerdings besondere Vorteile. Sollten Sie es einrichten können, bei uns in der Friedrich Ebert-Str. 9, II (in unmittelbarer Nähe des Potsdamer-Platzes) vorzusprechen, wären wir Ihnen außerordentlich dankbar. Wenn Ihr Weg Sie jedoch nicht bei uns vorbeiführt, senden wir auch gern einen unserer Herren in Ihr Hotel.

Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß Ihnen aus der Aufnahme keinerlei Kosten oder Verpflichtungen entstehen und daß wir Ihnen unseren Dank durch Übersendung eines Bildes in bester Ausführung abstatten würden.

Wir bitten Sie, wenn Sie einmal in Berlin sind, uns freundlichst telefonisch benachrichtigen zu wollen, ob und wann wir die Aufnahme machen dürfen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Transocean, G. m. b. H.

104

23. Oktober 1913.

An Transocean, G. m. b. H.
Berlin W 9
Friedrich-Ebert-Str. 9.

Sehr geehrte Herren!

Auf Ihre Einladung vom 15. d. M. antworten wir: Ihre Vermutung, daß Herrn Karl Kraus der Weg ab und zu nach Berlin führt, ist ganz stichhaltig; gerade jetzt hält er sich in Berlin auf. Gleichwohl ist er weder in der Lage, zum Zweck einer photographischen Aufnahme bei Ihnen vorzusprechen noch einen Ihrer Herren bei sich zu empfangen. Sie nehmen, offenbar infolge einer nur oberflächlichen Kenntnis seines Wirkens — welches sein Bild für die illustrierte Ausgabe eines großen deutschen Zeitungsverlags geeignet erscheinen läßt — mit Unrecht an, daß ihn eine solche Bestimmung Ihrem Angebot geneigt machen wird, wie nicht minder der allgemeine Hinweis darauf, daß Ihre Sammlung von der Presse wegen der guten Qualität der Aufnahmen mit Vorliebe zu Illustrationszwecken herangezogen wird. Sie scheinen so wenig wie jener große deutsche Zeitungsverlag zu wissen, daß das Wirken des Herausgebers der Fackel nicht so sehr darin besteht, eine Schätzung als die Verachtung der Presse zum Ausdruck zu bringen. Es existieren bereits zahllose gute Aufnahmen des Herrn Karl Kraus, die zu einem Verkauf für wohltätige Zwecke hergestellt wurden. Die Erlaubnis der Veröffentlichung wird in keinem Falle erteilt, und sooft sie dennoch vorgenommen wurde, konnte das »Recht am Bilde« mit Erfolg geltend gemacht werden. Dieses Recht schützt freilich nur in Österreich. Wenn eine reichsdeutsche Zeitung, die etwa der Meinung ist, daß Herr Karl Kraus als »zeitgeschichtliche Persönlichkeit« in Betracht komme, die Veröffentlichung der Photographie vornimmt, so kann bloß der Photograph angewiesen werden, sein Urheberrecht geltend zu machen. Ohne Einwilligung des Photographierten darf auch er es im gegebenen Falle nicht abtreten. Daß aber zum Zweck der Publizierung in der Presse eine Aufnahme hergestellt werden sollte, davon kann keine Rede sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung

23. Oktober 1913

~~An Transocean, G. m. b. H.~~
~~Berlin W 9~~
~~Friedrich-Ebert-Str. 9~~

Sehr geehrte Herren!

Auf Ihre Einladung vom 15. d. M. antworten wir: Ihre Vermutung, daß Herrn Karl Kraus der Weg ab und zu nach Berlin führt, ist ganz stichhaltig; gerade jetzt hält er sich in Berlin auf. Gleichwohl ist er weder in der Lage, zum Zweck einer photographischen Aufnahme bei Ihnen vorzusprechen noch einen Ihrer Herren bei sich zu empfangen. Sie nehmen, offenbar infolge einer nur oberflächlichen Kenntnis seines Wirkens — welches sein Bild für die illustrierte Ausgabe eines großen deutschen Zeitungsverlags geeignet erscheinen läßt — mit Unrecht an, daß ihn eine solche Bestimmung Ihrem Angebot geneigt machen wird, wie nicht minder der allgemeine Hinweis darauf, daß Ihre Sammlung von der Presse wegen der guten Qualität der Aufnahmen mit Vorliebe zu Illustrationszwecken herangezogen wird. Sie scheinen so wenig wie jener große deutsche Zeitungsverlag zu wissen, daß das Wirken des Herausgebers der Fackel nicht so sehr darin besteht, eine Schätzung als die Verachtung der Presse zum Ausdruck zu bringen. Es existieren bereits zahllose gute Aufnahmen des Herrn Karl Kraus, die zu einem Verkauf für wohltätige Zwecke hergestellt wurden. Die Erlaubnis der Veröffentlichung wird in keinem Falle erteilt, und sooft sie dennoch vorgenommen wurde, konnte das »Recht am Bilde« mit Erfolg geltend gemacht werden. Dieses Recht schützt freilich nur in Österreich. Wenn eine reichsdeutsche Zeitung, die etwa der Meinung ist, daß Herr Karl Kraus als »zeitgeschichtliche Persönlichkeit« in Betracht komme, die Veröffentlichung der Photographie vornimmt, so kann bloß der Photograph angewiesen werden, sein Urheberrecht geltend zu machen. Ohne Einwilligung des Photographierten darf auch er es im gegebenen Falle nicht abtreten. Daß aber zum Zweck der Publizierung in der Presse eine Aufnahme hergestellt werden sollte, davon kann keine Rede sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Humoristen untereinander

— — Das Sprachgefühl Reimanns ist so lebendig und so fein, daß ich ihm und uns nur eines wünschte: er sollte einmal das herrliche Buch des alten Wustmann »Allerlei Sprachdummheiten« neu bearbeiten. Die Neuauflage dieser Sprachbibel ist gekürzt und lange nicht mehr so gut wie zu Lebzeiten Wustmanns, und manches ist veraltet darin. — — Reimann, der Qualitätsgefühl hat, weiß, daß zum Beispiel Roda Roda eine der saubersten Schreibarten sein eigen nennt, die wir kennen, klipp und klar, aber er ist ja nur ein Humorist. Wenn es einen Roda Roda-Ring gäbe —: Hans Reimann hat ihn allemal verdient.

Peter Panter

---

27. April 1931

An den

Verlag »Die Fackel«

Ich lese seit langen Jahren die Fackel und freue mich insbesondere auch immer über den Kampf, den Sie gegen die Verwilderung der deutschen Schriftsprache führen. Umsomehr wundert es mich, daß es auf der letzten Umschlagseite Ihrer Zeitung heißt: »Die Bitte . . kann . . nicht gewährt werden.«

Hochachtungsvoll

— —

11. Mai 1931

Sehr geehrter Herr!

Wir gelangen leider erst heute dazu, Ihre Zuschrift vom 27. April zu beantworten, in der Sie zugleich Ihrer Freude über den Kampf der Fackel »gegen die Verwilderung der deutschen Schriftsprache« Ausdruck geben und Ihrer Verwunderung über den auf der Umschlagseite gedruckten Satz: »Die Bitte . . kann . . nicht gewährt werden«. Wir danken Ihnen bestens für die freundliche Absicht beider Bekundungen, fühlen uns aber hauptsächlich aus dem Grunde genötigt, uns mit der zweiten zu befassen, weil Sie den Umstand, daß das nächste Heft der Fackel die getadelte Umschlagnotiz nicht enthält, fälschlich auf den Tadel statt auf Raummangel zurückführen könnten und in dem Glauben bestärkt würden, daß jener berechtigt sei. Wir möchten Ihnen also, mit aller Anerkennung der Freimütigkeit Ihres Vorhaltes, sagen, daß unter den vielen Zuschriften, die wir trotz einer Umschlagnotiz, die der getadelten vorangeht, erhalten, die Ihre wohl eine der eigenartigsten vorstellt. Es würde uns trotz unserem Kampf gegen die Verwilderung der deutschen Schriftsprache, der doch hauptsächlich der Publizistik gilt, nicht in den Sinn kommen, einem

Privatmann einen Vorwurf daraus zu machen, daß ihm eine gut deutsche Konstruktion unbekannt ist. Daß er aber einem Autor, dem sie bekannt ist, eben daraus einen Vorwurf macht, dürfte vielleicht doch ein etwas ungewöhnlicher Fall sein. Wir sind überzeugt, daß Sie mit uns die Ansicht teilen werden, daß ein Leser, der in durchaus dankenswerter Weise sich sprachliche Skrupel macht, dem Problem zunächst durch Einblick in ein Wörterbuch beizukommen trachten sollte, bevor er an denjenigen, der die ihm unbekannte Lösung gefunden hat, mit einer Frage oder gar mit einem Vorwurf herantritt. Im gegebenen Fall jedoch möchten wir der Verwunderung Ausdruck geben, daß statt des Wörterbuchs nicht schon die Erinnerung an den Schluß von Schillers »Bürgschaft« geholfen hat, den auftauchenden Zweifel niederzuschlagen. Zuschriften wie die Ihre, deren reine Absicht wir keineswegs verkennen, die aber, da sie ja doch eine Antwort erfordern, eben die Arbeit vermehren, die Sie in so freundlicher Weise anerkennen, lassen wohl die auf dem Umschlag ausgesprochene Bitte begreiflich erscheinen, die der getadelten Notiz vorangeht und von den Lesern leider so selten gewährt wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

(Natürlich ist kein Dank und kein Bedauern erfolgt.)

Dringend

Sehr geehrter Herr!

Beim Versand von Rezensions-Exemplaren sind wir bisher weit über das Maß des sonst im Verlagswesen Üblichen hinausgegangen, weshalb wir uns genötigt sehen, hinfort besser hauszuhalten und die Abgabe von Rezensions-Exemplaren an die Bedingung zu knüpfen, daß eingegangene Rezensionsverpflichtungen erfüllt worden sind. Wir wollen auch Ihnen gerne weiterhin sofort nach Erscheinen unsere Novitäten schicken. Über die in beiliegenden Drucksachen angestrichenen Bücher fehlen uns noch Besprechungsbelege. Geben Sie bei dem mit Ihren Besprechungen bedachten Blatt doch bitte Weisung, daß man die Angelegenheit einmal nachprüft. Wir möchten Ihr Urteil doch nicht gerne in unserem Archiv missen. Lassen Sie uns womöglich zwei Abdrucke schicken, damit wir auch den Autoren Ihre Kritik zugänglich machen können.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Fackelreiter-Verlag
Hamburg-Bergedorf

20. Juni 1931

An

den Fackelreiter-Verlag

Hamburg-Bergedorf

Sie teilen Herrn Karl Kraus mit, daß Sie beim Versand von Rezensionsexemplaren bisher weit über das Maß des sonst im Verlagswesen Üblichen hinausgegangen sind, sich deshalb genötigt sehen, hinfort besser hauszuhalten und die Abgabe von Rezensionsexemplaren an die Bedingung zu knüpfen, daß eingegangene Rezensionsverpflichtungen erfüllt worden sind. Wir bitten Sie, uns nur noch zu erklären, warum Sie das alles dem Herausgeber der Fackel mitteilen, dem Sie doch wohl nicht nachsagen können, daß er Ihnen gegenüber jemals eine Rezensionsverpflichtung eingegangen ist. Sie teilen ihm mit, daß Ihnen noch Besprechungsbelege fehlen — was gewiß bedauerlich ist —, und bitten ihn, bei dem mit seinen Besprechungen bedachten Blatt doch Weisung zu geben, daß man die Angelegenheit einmal nachprüft, da Sie sein Urteil doch nicht gerne in Ihrem Archiv missen möchten. Das ist gewiß sehr freundlich, aber er hat nichts beurteilt, kein Blatt mit Besprechungen bedacht und wüßte nicht, was er nachprüfen lassen sollte. Da Sie die Stelle Ihres Briefes, die diesen Wunsch enthält, noch am Rande zweimal mit Rotstift und überdies die Sache als »dringend« bezeichnen, so liegt Ihrer Mahnung vielleicht ein Sachverhalt der Art zugrunde, daß irgendjemand den Namen des Herrn Karl Kraus mißbraucht hat, um von Ihnen Rezensionsexemplare zu erlangen. Sollte es sich aber vielleicht bloß darum handeln, daß Sie freiwillig solche an den Herausgeber oder den Verlag der Fackel gesandt haben, was ja beiweitem noch keine von uns eingegangene Rezensionsverpflichtung bedeuten würde, so verweisen wir auf die durch Jahrzehnte veröffentlichte Umschlagnotiz, die da besagt, daß eingesandte Rezensionsexemplare nicht besprochen, sondern zu einem wohltätigen Zwecke verkauft werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Um dem Verdacht der Reklamesucht neue Nahrung zu geben — wegen deren Vorwurfs ein Bediensteter der Firma Mosse (die den Verlag der Fackel um Annoncen angeschnorrt hatte) kürzlich in Berlin verurteilt wurde —, erfolgt hiemit die Verständigung der Redaktionen und Schriftleitungen deutscher und österreichischer Zeitungen und Zeitschriften, daß das Betteln um Rezensionsexemplare oder Besprechungsstücke völlig aussichtslos ist. Freilich hat auch diese Verständigung wenig Aussicht, da sie den Text der Fackel kaum aufmerksamer als deren Umschlag lesen dürften. Sie sehen die Bücher des Verlags im Buchhändlerblatt angekündigt und stellen die Zumutung, daß man mit dem materiellen Opfer des Exemplars die Pein der Rezension bezahle. Man zieht die Ausgabe des Portos für jährlich hundert Antwortkarten vor, die den Hinweis auf die ständig erscheinende Umschlagnotiz enthalten, in der Hoffnung, daß sie wenigstens für die kommenden Bücher Ruhe geben werden. Solche Höflichkeit soll durch diese generelle Abweisung, die vielleicht doch Leser in ~~journal~~stischen Kreisen findet, erspart werden. Rezensionen unerwünscht/ H publizi /!

Um dem Verdacht der Reklamesucht neue Nahrung zu geben — wegen deren Vorwurfs ein Bediensteter der Firma Mosse (die den Verlag der Fackel um Annoncen angeschnorrt hatte) kürzlich in Berlin verurteilt wurde —, erfolgt hiemit die Verständigung der Redaktionen und Schriftleitungen deutscher und österreichischer Zeitungen und Zeitschriften, daß das Betteln um Rezensionsexemplare oder Besprechungsstücke völlig aussichtslos ist. Freilich hat auch diese Verständigung wenig Aussicht, da sie den Text der Fackel kaum aufmerksamer als deren Umschlag lesen dürften. Sie sehen die Bücher des Verlags im Buchhändlerblatt angekündigt und stellen die Zumutung, daß man mit dem materiellen Opfer des Exemplars die Pein der Rezension bezahle. Man zieht die Ausgabe des Portos für jährlich hundert Antwortkarten vor, die den Hinweis auf die ständig erscheinende Umschlagnotiz enthalten, in der Hoffnung, daß sie wenigstens für die kommenden Bücher Ruhe geben werden. Solche Höflichkeit soll durch diese generelle Abweisung, die vielleicht doch Leser in publizistischen Kreisen findet, erspart werden. Rezensionen unerwünscht!

Zeitstrophen

Prag, ~~den~~ 18. September 1931

An den Verlag »Die Fackel«,

Wien.

Dem Augusthefte der »Fackel« entnehme ich mit Verwunderung, daß ich, ein ergebener und seit einigen Jahren auch verständnisvoller Leser der »Fackel«, als Zuläufer zu betrachten bin, wenn ich die Zeitstrophen nicht lese. Ich bitte Sie nun, mir ein Exemplar dieses Werkes (gebunden) per Nachnahme zum Selbstkostenpreise zu liefern. Sollte indessen Herr Karl Kraus des erwähnten Umstandes halber meine Person (und zugleich wohl viele andere) von dem vorstehenden, vielleicht nur mir unbegründet hart erscheinenden Urteil, das er ja ganz allgemein gefällt hat, ausnehmen oder sollte sich meine Ansicht in irgend einem anderen Punkte als irrig erweisen, ersuche ich Sie, mir das Exemplar zum üblichen Verkaufspreise zu senden, und in aller Form Herrn Karl Kraus, meine Entschuldigung entgegenzunehmen.

Für eine, wenn auch kurze, Aufklärung im voraus herzlich dankbar, bin ich

hochachtungsvoll

— —

28. September 1931

Sehr geehrter Herr!

Wir bestätigen mit dem besten Dank den Empfang Ihrer freundlichen Zuschrift vom 18. September 1931, deren Sinn uns leider nicht ganz klar geworden ist. Wir glauben, daß der Sinn der Worte, auf die sie sich bezieht, weit weniger mißverständlich war; sie galten allen denjenigen Lesern der Fackel, die die »Zeitstrophen« nicht lesen. Warum der Preis des Buches jeweils danach bemessen werden soll, ob sich ein Leser der Fackel, der die Lektüre des Buches nachholen will, durch jenes Urteil getroffen fühlt, und warum einer, den wir »ausnehmen« sollen, den »üblichen Verkaufspreis« zahlen will, während die andern e. »zum Selbstkostenpreis« erhalten müßten — so daß wir konsequenter Weise die Arbeit zu verschenken hätten —, leuchten

uns nicht ganz ein. Da wir uns auf solche Unterscheidung nicht einlassen können — umsoweniger, als ja das Urteil, wie Sie wieder mit Recht bemerken, »ganz allgemein gefällt« war —, möchten wir Sie, mit allem Dank für die zweifellos freundliche Absicht Ihrer Zuschrift, bitten, sich das Buch, falls Sie es noch zu erwerben wünschen, durch einen Buchhändler zu beschaffen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

Prag, ~~den~~ 1. Oktober 1931

Verlag »Die Fackel«,
Herrn Karl Kraus zu eigenen Händen.

In Erwiderung auf Ihre Zeilen vom 28. September und zur näheren Erklärung der meinigen vom 18. September muß ich, da leider eine größere Deutlichkeit erforderlich ist, in freundschaftlicher Absicht auf die Gefahr des Mißtrauens gegen Herrn Karl Kraus aufmerksam machen, welche dieser durch sein Urteil in der letzten »Fackel« heraufbeschworen hat. Gerade überlegte Leser der »Fackel«, solche, die Herrn Karl Kraus leidenschaftlich anhangen, und sich ein Leben zu führen bemühen, welches der bejahenden Seite seines Werkes entspricht, werden, in den Bahnen des Kritikers Kraus, durch jenen allzuharten Ausspruch auf den Gedanken gebracht, die Verurteilung könne auch Reklamezwecken dienen. Liebe macht ja nicht unbedingt blind. In dieser Meinung werden sie durch eine große Anzeige auf dem Umschlage der »Fackel« für die »Zeitstrophen« bestärkt. Es war mir um Ihre Aufklärung zu tun und ich ersehnte eine entschiedene, auf Recht gegründete Zurückweisung des Verdachtes. Deshalb auch, als Wink, mein Ersuchen um Lieferung der »Zeitstrophen« gegebenenfalls zum Selbstkostenpreise, der natürlich auch den beliebig hohen Preis der Arbeit des Autors enthalten sollte, statt zu dem auch den Verlagsgewinn umfassenden üblichen Verkaufspreise; auf diese Weise wäre eine Scheidung zwischen dem idealen Zweck und einem materiellen Interesse durchgeführt worden.

Das Buch habe ich inzwischen in Prag bestellt. Wiederholen möchte ich nur, daß mir das Urteil auch gegenüber vielen alten und tätigen Freunden und Lesern der »Fackel«, welche die Lektüre des Buches nicht nachholen, zu grausam scheint.

Sie werden es nach dem Vorgesagten verstehen, daß ich meine Bitte um Klarstellung der Sache hiermit inständig nochmals vorbringe. Ich glaube, Herrn Karl Kraus' Recht auf Vertrauen durch diese persönliche Anfrage nicht zu schmälern.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

von dem Verdacht der Verlagsreklame unberührt bleibt. Ihre Vermutung einer solchen nun, die schon durch die legitimste Möglichkeit der Bekanntmachung, die Anzeige in der Fackel, bestärkt wird — und der Herausgeber sollte wohl bei den Lesern, die »ein Leben« in seinem Sinne »zu führen bemüht« sind, fallweise um die moralische Lizenz einkommen —, Ihre Vermutung einer »Reklame« wäre selbst dann reichlich naiv, wenn Sie den Verlag der Fackel auf einer ehrlich bezahlten Annonce im Berliner Tageblatt ertappt hätten. Sie stellen sich jedenfalls vor, daß es der Moral der Fackel am besten entspräche, die Bücher, die die Leser ohnehin nicht kaufen, vor ihnen zu verheimlichen oder etwa die Hörer einer Vorlesung »aus eigenen Schriften« durch deren Plakatierung nicht zu enttäuschen, auf die Gefahr hin, daß sie sie versäumen. Über das Moralproblem, das sich Ihnen offenbar durch falsche Nebenvorstellungen mit dem Begriff der »Reklame« verknüpft, wollen wir uns mit Ihnen nicht auseinandersetzen. Ihr administrativer Verdacht erstreckt sich aber auch — und so glauben wir den Sinn Ihrer Anfrage erst zu verstehen — auf den Preis, der für das Buch »Zeitstrophen« verlangt wird, und hier ist es möglich, Ihrem Mißtrauen mit etwas Tatsächlichem abzuhelfen. Ihr dankenswerter »Wink«, das Buch zu einem Selbstkostenpreis, »der natürlich auch den beliebig hohen Preis der Arbeit des Autors enthalten sollte«, zu liefern, würde, ganz in Ihrem Sinne befolgt, Ihnen die Überraschung eintragen, daß dieser Selbstkostenpreis weit höher wäre als der »übliche Verkaufspreis«, in dem Sie einen »Verlagsgewinn« versteckt vermuten. Damit stehen Sie so ziemlich auf dem Standpunkt der österreichischen Steuerbehörde, welche den Autor der Bücher des Verlags der Fackel, der ein Selbstverlag ist, als »Verleger« einschätzt: eine Ansicht, deren Betätigung den ohnedies so niedrigen Preis der Bücher leider nicht noch herabzusetzen vermag. Sie wünschen »eine Scheidung zwischen dem idealen Zweck und einem materiellen Interesse durchgeführt«. Nehmen Sie zur Kenntnis, daß der materielle Ertrag der Versbücher, die im Verlag der Fackel erscheinen, kaum den Betrag deckt, der der Steuerbehörde, die gleichfalls diese reinliche Scheidung wünscht und darum neben der Einkommensteuer auch eine Erwerbsteuer wie für ein Verlagsunternehmen vor-

halten dieser tätigen Freunde, die ja bisher andauernd einen großen Absatz der Fackel ermöglicht, aber den »Worten in Versen«, deren Vortrag sie begehren und bejubeln, teilweise noch nicht einmal zu einer zweiten Auflage verholfen haben, ist — aus einem materiellen Grunde, der noch weit mehr einen geistigen bedeutet — einfach ein Skandal. Wir haben noch nie in 33 Jahren einen Menschen als Käufer der Fackel angeworben, aber wir erlauben uns, in dem Faktum, daß deren spontane Anhänger die Bücher ihres Autors verschmähen, das Problematische ihrer Anhängerschaft zu erkennen, auf die Gefahr hin, sie eben auch als Anhänger und Käufer der Fackel zu verlieren, weil ihnen das Urteil als »zu grausam« erscheint. Es ist nur ein Glück, daß nicht alle, die sich davon betroffen fühlen, Rechenschaft verlangen, sobald der Autor der Fackel ~~in jener Publikation~~ die sie unbegreiflicher Weise doch lesen, den Sachverhalt feststellt. Sollte Ihr Wunsch nach solcher Rechenschaft — die wir abgelegt haben, weil wir, bei allem Widerstreben gegen Zuschriften, in prinzipiellen Dingen doch keine Antwort schuldig bleiben — nunmehr erfüllt sein, so würde es uns freuen. Dann sollten Sie aber auch bedauern, einem gerechten Urteil, das allen galt und das doch bestimmt war, Schuldgefühle zu wecken, persönlich mit einer Beschuldigung oder doch mit dem voreiligen Ausdruck unverdienten und durch keine Sachkenntnis gestützten Mißtrauens entgegengetreten zu sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Anm.: Das Bedauern hat keinen Ausdruck gefunden.

Sprache.) Aber richtig ist die Anweisung des kleinen Raumes, den meine publizistische Tätigkeit innerhalb des Gesamtwirkens einnimmt, und hier sekundiere ich mit einer unerbittlichen Absonderung jenes Schaffens von der höheren Fähigkeit, an einem Tisch die Gestaltenfülle des Lebens darzustellen und die einer verlorenen Bühne zu ersetzen. (Vielleicht bin ich darin ungerecht, weil ich noch niemals, außer zu dem mir verhaßten Zweck einer Vorlesung »aus eigenen Schriften«, oder dem einer notwendigen Zitierung, eine Zeile aus 85 Bänden der Fackel gelesen habe; denn kein Autor hat jemals mit der vollen moralischen Verantwortung einen größeren Horror vor dem bis zum letzten Komma erarbeiteten Werke verbunden.) Was mir aber an dem Zeugnis ganz willkommen ist, das ist die Erkenntnis und Formulierung des Totschweigens der Presse als eines Sichzutodeschweigens. Nicht daß die »Ravag«, trotz meiner oft geäußerten Aversion und weil sie dem Ansturm der Hörer nicht länger Widerstand leisten konnte, sich entschlossen hat, an mich heranzutreten, aber der Mut — und sie kann bei ihrem Schritt des Bewußtseins nicht ganz ermangelt haben — gereicht ihr zur Ehre: daß sie sich nicht gescheut hat, das Problem meiner Publizität anzupacken. Zähneknirschend mußten es sich die Druckleger der Radiorubriken versagen, die Ankündigungen auszumerzen. (Der Fall war einmal eingetreten, wo es »denn doch nicht« ging.) Umso größer — mit Ausnahme von ‚Reichspost' und ‚Arbeiter-Zeitung' — das kritische Schweigen, das der mit Raimund und Nestroy erlangten Hörbarkeit antwortete. Das Wunder der Technik wurde durch eben ein solches wettgemacht, und die Teilübertragung der 600. Vorlesung hat vollends das Resultat ergeben, das dem »Sichzutodeschweigen« gleichkommt. Und zwar in der ganzen bürgerlichen Presse mit der Ausnahme der Arbeiter-Zeitung, die eben doch manchmal die Mahnung der sozialistischen Jugend zu spüren bekommt, der freilich angesichts der benachbarten Annonce von »Krupniks Winterhilfe« jede Hoffnung vergehen sollte. (Wie das der Herr im ‚Tag' mit sich ausmacht, der alles mögliche, nur eben das eine nicht registrieren durfte, was mindestens eine Sensation war, ist nichts anderes als eben die Privatsache, die heute identisch ist mit öffentlicher Meinung oder Nichtmeinung.) Der, wie Zuschriften behaupten, nicht nur in ganz Österreich, in

Berlin, München, Brünn, Sambor, Potstejn, nein, in den Pyrenäen (Pau) gehörte Beifall der Begrüßung: »welcher Sturm und Wellen, Jazz und Neuestes gleich einem Erdbeben unbemerkbar machte«, soll bewirkt haben, daß die enragiertesten Freunde des Fortschritts an diesem zu zweifeln begannen. Entsetzen wich völliger Apathie, doch heißt es, daß in vielen Bürgerhäusern die Lautsprecher zertrümmert wurden, wegen der Störung durch die hörbare Stimme. Das Erscheinen der Neuen Freien Presse in diesen Zeiten ist ja an und für sich ein Wunder der Technik. Zu den Gerüchten, daß die Kreditanstalt zu Zwecken der Information Gelder aufgewendet habe + die wir bezahlen müssen +, auch das noch! Dem Benedikt, so sagt man, gell' es noch heute in den Ohren. Ein Wort, ein Mann, und an der Spitze des Blattes erschien, in jener wunderbaren Vereinigung, die die publizistische Technik über sich bringt:

— — Qualität erstaunlich, der Preis S 14.— im feinen Strumpfgeschäft der guten Gesellschaft in der stillen Rotgasse

— Jakob Gelles.

Gespräch mit Gandhi.

Berlin, München, Brünn, Sambor, Potstejn, nein, in den Pyrenäen (Pau) gehörte Beifall der Begrüßung: »welcher Sturm und Wellen, Jazz und Neuestes gleich einem Erdbeben unbemerkbar machte«, soll bewirkt haben, daß die enragiertesten Freunde des Fortschritts an diesem zu zweifeln begannen. Entsetzen wich völliger Apathie, doch heißt es, daß in vielen Bürgerhäusern die Lautsprecher zertrümmert wurden, wegen der Störung durch die hörbare Stimme. Das Erscheinen der Neuen Freien Presse in diesen Zeiten ist ja an und für sich ein Wunder der Technik. Zu den Gerüchten, daß die Kreditanstalt zu Zwecken der Information Gelder aufgewendet habe (die wir bezahlen müssen), auch das noch! Dem Benedikt, so sagt man, gell' es noch heute in den Ohren. Ein Wort, ein Mann, und an der Spitze des Blattes erschien, in jener wunderbaren Vereinigung, die die publizistische Technik über sich bringt:

~~Qualität erstaunlich, der Preis S 14.– ist~~ feinen Strumpfgeschäft der guten Gesellschaft in der stillen Rotgasse

+ Jakob Gelles.

Gespräch mit Gandhi.

Notizen, Briefe, Glossen

Radio Wien

(und die anderen österreichischen Sender)

27. September 19·40

Raimunds »Der Alpenkönig und der Menschenfeind«
(I, 7, 11 bis 21)
Begleitung: Franz Mittler

4. Oktober 20·25

Uraufführung

Das Notwendige und das Überflüssige
von Nestroy, bearbeitet von Karl Kraus
Musik von Otto Janowitz und anderen
Spielleitung: Karl Kraus Kapellmeister: Rudolf Wallner

Lord Wathfield	Victor Kutschera
Malvina, seine Tochter	Emmy Pfeiffer
Lord Howart, ihr Bräutigam	Hans Schweikart
Sebastian Faden, ein armer Seiler	Karl Kraus
Fabian Strick, sein Gesell	Hermann Wawra
Frau Schnittling, eine Kräutlerin	Lilly Fröhlich
Babette, ihre Tochter, Fadens Geliebte	Dora Miklosich
Pumpf, ein Bandlkramer	Karl Kneidinger
Hannerl, seine Schwester, eine Wäscherin, Stricks Geliebte	Gisa Wurm
Herr von Brauchengeld, ein zu Grund gegangener Rentier	Fritz Straßni
Mathilde, seine Töchter	Mia Waldner
Emilie, seine Töchter	Bianca Glossy
Therese, deren Stubenmädchen	Elly Peiskar
Amtmann Geier	Arthur Ranzenhofer
Krall, Gauner	Eduard Loibner
Schnell, Gauner	Aurel Nowotny
Ein Wirt	Heinrich Jensen

Seit August 1931 wurden die folgenden Beträge Unterstützungszwecken zugeführt:

An das Blinden-Erziehungs-Institut (Wittelsbachstraße) (Erlös aus älteren Nummern der Fackel und Rezensionsexemplaren, aus Photographien und Karten: Aufnahmen aus den Ateliers Joel-Heinzelmann, Charlottenburg und Trude Fleischmann, Wien) S 33.39.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (18. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige« S 39·20 und 12. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei« S 3.60) S 42.80.

Honorare der »Ravag« an den Frank Wedekind-Gedenkfonds und zu Unterstützungszwecken S 1500.—

Weitere Spenden für den Frank Wedekind-Gedenkfonds (Franz Wecksberg S 5.—, Prof. Dr. Karl Jaray S 200.—, Eine Hörerin S 20.—, C. St. S 10.—, Dr. Emil Franzel und Hans Lichtwitz S 12.30, H. Rumpler S 10.—, W. S 10.—, Smilovici S 20. —) S

Diversen Unterstützungszwecken S 60.—.

Der Erlös aus dem Programm 13. November an die Österreichische Rote Hilfe S 35.44.

Der Steuerbehörde ein Teil des Ertrags der Vorlesung 13. November als Restzahlung für die in den Jahren 1925 bis 1928 wohltätigen Zwecken gewidmeten Erträgnisse S 185.91.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S

»Maturitni ctazky z nemecké literatury« (Maturafragen aus der deutschen Literatur), von Fr. Pulec und Dr. Viktor Kubelka herausgegeben und zum Gebrauch an tschechischen Mittelschulen bestimmt; ‚Der jüdische Arbeiter' (Wien, 24. Juli): »Zum Kongreß der Internationale« von Max Pilzer; ‚Radiowelt' (VIII., Nr. 40, Wien): »Ausnahmszustand«; ‚Radio Wien' (7. Jahrg. Heft 52): »Karl Kraus« von L. F. Högel (S. 7) und »Vorlesung Karl Kraus« (S. 32); ‚Sozialdemokrat' (Prag, 4. Oktober): »Vom Prager Rundfunk« von Fürstenau; ‚Chronik der Menschheit' (Schweidnitz, 27. September 1931 (oder 1930?): S. 586, 595; ‚Radiowelt' (10. Oktober): »Programminspektion«, (17. Oktober): »Das Notwendige und das Überflüssige«, (21. November): »Programminspektion«; Otto Forst de Battaglia, »Der Kampf mit dem Drachen« (Verlag für Zeitkritik, Berlin, 1931): S. 19, 95, 100, 108, 109, 110, 121, 126, 127, 137, 162, 230, 232, 238, 242, 247, 248, 259; ‚Das Nationaltheater' (Heft 1, Berlin): »Das historische Drama in der Gegenwart« von demselben (zitiert in ‚Witiko' [III., 2, Eger]); ‚Anbruch' (XIII, 6/7, Wien, Sept./Okt.): »Karl Kraus-Schallplatten« von Willi Reich; »Adolf Loos« von Franz Glück (Les éditions G. Crès & Cie., Paris), S. 11; ‚Literarische Monatshefte' (Eine Zeitschrift junger Menschen, II., 9., Wien, Oktober): »Karl Kraus, Peter Altenberg, Adolf Loos« von demselben; ‚Theaterwelt' (Programmschrift der Städtischen Bühnen Düsseldorf, VII. 3): Nachdrucke, Zitate aus der Enquete des ‚Brenner' mit Vorwort, Zuschrift von Herbert

Ihering, »Die Erneuerung Offenbachs durch Karl Kraus« von Ernst Krenek (auch im ‚Düsseldorfer Stadt-Anzeiger', 29. Oktober), Übersetzungsproben, »Zur modernen Offenbach-Literatur« von Hans Kölzsch[f] ‚Revue d'Allemagne' (V. 49, Paris 15. November): »Adolf Loos« von Germaine Goblot; Der Große Brockhaus, Band X, Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1931.

Die zahllosen Artikel und Notizen über Aufführungen, Sendungen, Vorlesungen etc. wie die grundsätzlich lügenhaften Prozeßberichte werden in dieser Rubrik nur in Ausnahmsfällen berücksichtigt.

Druckfehlerberichtigung: Nr. 852—856, S. 17, Z. 13 v. u. statt »Shakes-peare«: *Shake-speare*; Nr. 857—863, S. 72, Z. 16 statt »Russel«: *Russell*, S. 80, Z. 21 statt »fröhnt«: *frönt*; Index zu Band 84, S. 3, Z. 26: statt »Frank Wedekind an einem Hund«: — — an eine*n* Hund.

Ein Verzeichnis der nachträglichen Änderungen und neuentdeckten Druckfehler in Poems by Karl Kraus von Albert Bloch kann vom Verlag der Fackel bezogen werden.

*

Am 2[9]. November ist im Verlag der Fackel die deutsche Buchausgabe von Vert-Vert (mit einer Beilage der französischen Verse) erschienen.

---

1. November 1931

An den

Verlag »Die Fackel«.

Wien.

Bitte seien Sie so freundlich und teilen Sie Herrn Karl Kraus mit (die Versicherung meiner größten Hochachtung vor seiner Person und vor seinem Werke möge vorausgeschickt werden), daß entgegen seiner bemerkenswerten Ansicht die Schöpfungen Grillparzers von den Werken Raimunds und Nestroys nicht im entferntesten erreicht werden können. Und zwar in vielerlei Hinsicht: in sprachgesetzlicher, in gedanklicher, und in bezug auf Schilderungskraft und Gefühl. Herr Karl Kraus urteilt zumeist nach der sprachlichen Befähigung eines Schriftstellers, wobei die Richtigkeit und Schärfe des Ausdrucks für ihn den Ausschlag geben. Nun ich lasse es dahingestellt, ob all die Sprachfehler Grillparzers wirklich so schwerwiegend sind; aber gesetzt den Fall, sie wären es, so wird dadurch der Wert der Grillparzerschen Schöpfung nicht herabgemindert, denn sie sind gewollt (besser gesagt) so belassen worden.

Grillparzer, der den Tonfall beherrscht; Grillparzer, der die Worte mit Gefühl zu beseelen vermag, hat eher gegen die Sprache sich versündigt als daß er die Einheit seines Ausdrucks verletzt hätte. Daher die große Wirkung seiner Trauerspiele und Gedichte. Was nützt z. B. Wedekind die kundige Sprachgestaltung?! Gewiß: Einheit des Gefühls ist ihm nicht abzusprechen, Tonfall gleichfalls nicht, aber das Gefühl lebt in einer Niederung und der Wellenschlag seiner Sprache ist mäßig. Nun könnte ja eingewendet werden, daß der Nestroysche Schwung von Grillparzer nicht überboten wird, was ja der Wahrheit entspricht, doch ist zu bedenken, daß bloß ein Teil der Kunst Nestroys eine Spitzenleistung bietet, die Gesamtheit aber hinter der Grillparzerschen zurückbleibt. Daß Grillparzer Menschen zeichnen kann, steht fest; Nestroy dagegen liefert oft groteske Gestalten, weil es so in seiner Absicht liegt. Man kann hier von einer weisen Beschränkung sprechen.

Ich und viele sind des Glaubens, daß der Wert eines Dichters vornehmlich davon abhängt, inwieweit es ihm gelingt, Gefühle in Worte zu bannen. Je tiefer und mächtiger die Gefühle sind, je mehr Kraft die Worte bergen, desto besser. Ich weiß zwar, daß dieser Standpunkt nicht ausschließlich für die Beurteilung maßgebend ist: die Kunst der sprachlichen Wiedergabe seelischer Vorgänge muß ebenfalls geprüft werden, allein diese Prüfung kommt erst hinterher. Hölderlin soll als Beispiel dienen. Seine Gefühle sind die edelsten und reinsten (wen stört es, wenn er in seiner Gehobenheit wie statt als schreibt?!), aber die Sprache ist zu farblos, zu weit entfernt von jeder Anschaulichkeit — und dennoch ist die Anteilnahme, die seinen Gedichten zugewendet wird, nicht gering, weil die Kraft des Gefühls sie anziehend macht. Goethe dagegen vereinigt so ziemlich alle Eigenschaften in sich, allerdings keine in vollendeter Ausprägung (die Lauterkeit Hölderlins fehlt ihm, ebenso die Männlichkeit Schillers und die Tiefe Shakespeares), aber die Ausgewogenheit des Ganzen ist seine Stärke, die ihm heute noch Anklang verschafft.

Um all das zu verdeutlichen, was ich sagen will, gehört jedoch die Bereitwilligkeit, mich anzuhören, und dieser bin ich mir nicht recht gewiß. Das Geschriebene wird ja vielleicht schon den Unwillen des Herrn Karl Kraus erregen, da er auf das, was irgendein Leser denkt, sicherlich nicht neugierig sein dürfte. Aber es gehört eben zu den Unannehmlichkeiten eines bedeutenden Schriftstellers und Mannes, daß seine Ausführungen Antworten auslösen. Was der Theaterkritiker der Kronen-Zeitung schreibt, wird niemanden bewegen, sich zur Maschine zu setzen und eine Entgegnung zu verfassen.

Die Einstellung des Herrn Karl Kraus zur Weltliteratur ist auf jeden Fall so beachtenswert, daß es sehr bedauerlich ist, daß die vielen Bemerkungen über Dichter und Werke in den unzähligen Fackelheften nicht gesammelt herausgegeben werden.

Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

17. November 1921

Sehr geehrter Herr!

In Ihrer Zuschrift, für deren so freundliche Absicht wir Ihnen bestens danken, ersuchen Sie uns, Herrn Karl Kraus mitzuteilen, daß entgegen seiner Ansicht die Schöpfungen Grillparzers von den Werken Raimunds und Nestroys nicht im entferntesten erreicht werden können. Leider unterlassen Sie es, auch mitzuteilen, welche Instanz diese gewiß interessante und wohl unumstößliche Entscheidung gefällt hat. Wir vermuten jedoch, daß Sie sagen wollten, nach Ihrer Ansicht verhalte es sich so und Ihre Ansicht widerspreche eben der des Herrn Karl Kraus. Das kann gewiß vorkommen, und die Begründung des Widerspruchs ist insofern nicht uninteressant, als Sie finden, daß Grillparzer in sprachgesetzlicher Beziehung den Vorrang habe, indem seine Sprachfehler gewollt, d. h. so belassen worden seien, während etwa Wedekind die kundige Sprachgestaltung nichts nütze, da, wiewohl ihm Tonfall nicht abzusprechen ist, doch der Wellenschlag seiner Sprache mäßig sei. Was nun Nestroy betrifft, so biete bloß ein Teil seiner Kunst eine Spitzenleistung, die Gesamtheit bleibe aber hinter der Grillparzerschen zurück. Auch stehe fest, daß Grillparzer Menschen zeichnen könne, Nestroy dagegen oft groteske Gestalten liefere, weil es so in seiner Absicht liegt. Man kann hier, sagen Sie, von einer weisen Beschränkung sprechen. Leider kann man das nicht bei allen Lesern der Fackel. Sie zum Beispiel, sehr geehrter Herr, benützen die Gelegenheit, vom Vorrang Grillparzers Mitteilung zu machen, sogar zu aufklärenden Bemerkungen über das Wesen der Dichtkunst, indem Sie ausführen, es komme auf die Gefühle an, die in Worte gebannt werden, und je tiefer und mächtiger die Gefühle seien, desto besser. Natürlich müsse auch die Kunst der sprachlichen Wiedergabe geprüft werden, allein diese Prüfung komme erst hinterher. An Goethe haben Sie da manches auszusetzen, da ihm die Lauterkeit Hölderlins fehle, ebenso die Männlichkeit Schillers und die Tiefe Shakespieres, immerhin verschaffe ihm die Ausgewogenheit des Ganzen, die seine Stärke sei, heute noch Anklang. »Um all das zu verdeutlichen«, was Sie sagen wollen — offenbar in einer Unterredung —,

»gehöre jedoch die Bereitwilligkeit«, Sie anzuhören, und nur in diesem Punkte scheint Sie die Sicherheit zu verlassen. Aber es gehöre eben »zu den Unannehmlichkeiten eines bedeutenden Schriftstellers«, daß seine Ausführungen »Antworten auslösen«. Ohne daß wir in Ihrem Fall von dem Rat Gebrauch machen wollen, die Kunst der sprachlichen Wiedergabe auch nur hinterher zu prüfen, möchten wir Ihnen versichern, daß es Herrn Karl Kraus durchaus nicht an Bereitwilligkeit — die wir Ihnen schon bewiesen haben — fehlt, einen Leser, der sich an die Maschine setzt, anzuhören, und Sie dürfen keineswegs glauben, daß die Umschlagnotiz, die Zuschriften wie der Ihren vorzubeugen sucht, einer hochmütigen Veranlagung entstamme. Wir bitten Sie jedoch zu bedenken, daß, wenn zu den vielen Bemerkungen über Dichter und Werke, die Sie in den unzähligen Fackelheften gefunden haben und gesammelt wünschen, sämtliche Leser schriftlich oder mündlich ihre Ansicht äußern wollten, sie unter gar keinen Umständen fortgesetzt oder auch nur gesammelt werden könnten, weil, je größer die Bereitwilligkeit, jene anzuhören, umso geringer die Möglichkeit wäre, sich selbst zur Maschine zu setzen oder, da Herr Karl Kraus solcher Erleichterung noch immer entbehrt, die Feder in die Hand zu nehmen. Empfangen Sie trotzdem unseren verbindlichsten Dank.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

In der Wiedergabe eines Gesprächs mit Frau Tilly Wedekind (durch Emil Faktor) heißt es:

Sicherlich war die gemeinschaftliche Arbeit, das Enstudieren seiner Werke, das gemeinsame Auftreten und das sich um diese Abende breitende Schicksal das stärkste Erlebnis. Ich habe bei Frank ungemein viel gelernt. Der große Wert, den er auf das Wort legte, seine geradezu verbissene Vorliebe für die Sprache, für ihre sinnvolle Behandlung hat mich in das Alleininteresse für seine Werke hineingerissen. — — Der Bann, der von diesem Manne ausging, war überstark, seine Arbeit an mir eine geistige Oberhoheit, die mich zum Werkzeug machte. — —

In seiner Auffassung von der Art, wie seine Stücke gespielt werden sollten, war er fanatisch. Er protestierte gegen alle Dar-

stellungsformen, die nicht wie er von dem Worte ausgingen, sich den landläufigen Begriffen des Publikums anzupassen suchten und in mißverständlicher Stofflichkeit bei der Wiedergabe den Mißerfolg seiner Werke jahrelang herbeiführten. Als er selbst kam und persönlich interpretierte, wies er der damaligen Schauspielkunst nach, daß sie durch Konventionalisierung seiner Probleme unbeabsichtigtes Lachen erzeugte, während er selber den Zuschauer genau instruierte, wann er lachen durfte, wann er ernst zu sein hatte und wo der tiefere Sinn der Arbeit lag. Er hatte es in dieser Führung des Publikums trotz aller Unbeholfenheit, mit der er anfänglich begann, bis zu einer gewissen Meisterschaft in der Interpretation gebracht. — — Um diese Intellektmethoden begann sich später, als er sie oft genug vor Augen gestellt hatte, auch die übrige Schauspielerschaft zu kümmern. Vorher war Wedekind ihr Widersacher.

Sie haben wohl aufgeatmet, da sie ihn los wurden. Unter den Herren »Regisseuren« haben sie's leichter, und was namentlich der Zauberer, wenn er bloß da sitzt, aus ihnen »herausholt«, da staunt der Fachmann und ein Laie wie ich wundert sich. Er kam einmal als Gast mit seinem Ensemble, das aus den ansässigen Kräften ergänzt wurde. Er saß bei der Probe, ließ wie gewohnt die Zunge spielen, jedoch nicht sprechen: er sagte nichts. Nur einmal murmelte er einem Ansässigen zu: »Ausgezeichnet!« »Noch nie«, hieß es am andern Tag, habe ein Regisseur »so viel« aus diesem Schauspieler »herausgeholt«. Wenn ich mir vorstellen sollte (ich halte mich aber zurück), daß der große Nichtssager wirklich etwas in eine Zeile des »Totentanz« oder der »Iphigenie« hineinrede, wie die Herrschaften gerade Konversation machen — weil doch alles andere »Pathos« ist —, befiele mich ein Lachkrampf. Mit Wedekind hatten sie's schwerer. Und mit mir? Nun, ich (der Privatpersonen auf der Bühne nicht duldet, weil es noch echtere auf dem Kurfürstendamm gibt — die auch frech genug sind, kein Lampenfieber zu haben —, und der das »Zeitgefühl« zuerst von einem alten Operndiener entfernen läßt) werde als Irrer angestarrt, weil ich bei Offenbach — nicht anders als bei Shakespeare und Nestroy — mit der Anrede an die Schauspieler beginne. »Nur unnatürlich sein! Zuerst unnatürlich! Alles weitere wird sich finden.« Dann beginne ich ihnen das Klima der Sprachregion zu eröffnen, in der die Charaktere wohnen, und zu erklären, daß ein Satz nicht bloß aus Subjekt und Prädikat besteht, die man zur Not — nicht immer — in die Verbindung eines äußeren Sinnes bringen kann,

und daß jedes Wort sein Leben, seinen Ton hat. Also leicht haben sie's nicht; aber manche sind dankbar und bekennen, daß sie da in sechs Probetagen mehr für die Bühne erworben haben als in sämtlichen eines zwanzigjährigen Bühnenlebens. In wenigen Stunden gelingt es, den ganzen Guano abzutragen, den die Zeit aufgehäuft hat und die Gründlinge im Parterre schmuck ~~haben~~ die jetzt Regie führen und Kritik schreiben. Und die »Fachmänner« wollen mir einreden, es komme heutzutage auf die »Phantasie« an, mit der der Raum eingerichtet ist, worin Dilettanten Gedankenmord begehen!

Bunte Begebenheiten

— — Man feierte zum Schlusse insbesondere Max Reinhardt, der nach Wien gekommen war, um ein bißchen zu zaubern, wenn auch nur für ein paar kurze Tage.

Nach denen das Zauberwerk abgesetzt wurde. Wie heißt es doch im »Biberpelz«? »Und wissen Se: 't liejt wat in de Luft. Wat, weeß ick noch nich. Aber det wat liejt — det weeß ick so sicher ... Wenn Se blos man acht jeben, dann wer'n Se's erleben. Et kracht, und wenn et kracht, Mutter Wolffen, denn — hat et jekracht.« Oder auf ~~Limpel~~ jüdisch: »Es rieselt im Gemäuer«. Sogar Reinhardts Hin- und Rücksichtl, der l. u., geht schon falsch los. Bringt es zuwege, die volle Ekstase mit der ganzen Antithese aus den »Bunten Begebenheiten« zu durchkreuzen. »Gott und Reinhardt« — das war ehedem schon der Satire entnommen und für die Schmockerei gerettet; jetzt heißt es, »die Familie Politzer« sei »in die Kollegienkirche geströmt, um das Allerheiligste als geweihtes Bühnenrequisit zu bewundern«. »Max Reinhardt, von Dramaturgen und Aposteln umschwärmt«; »assistiert vom Erzengel Metzl«, habe er das »ausgiebig andersgläubige Kirchenschiff mit Rausch und Weihrauch sakralen, aber blühenden und glühenden Theaters gefüllt«. Er »rechtfertigte die Blasphemie« — natürlich, man kann ja nicht so direkt zur Satire überlaufen —; aber beim Weihespiel des Burgtheaters habe »der Nimbus des Hochaltars wie der Anwesenheit Otto H. Kahns« gefehlt. Die »markantesten Fixigkeiten Reinhardts« (als könnte man derlei einem Schöpfer nachsagen) seien zwar übernommen worden, aber es fehlte die »erz-

bischöflich genehmigte Dollarsensation«. Es war der Sieg »jenes Geistes, der in der Mönchskutte raffinierteste Inspirientendienste tut«. (Daß einer den Bettler »stürmisch zerknirscht« spielt, ist ein Adjektiv für sich.) Die Regie hat »aus der Konfession weihevoll entzündetes Theater« gemacht. »Ein wenig zu viel gebenedeite Statisterie«, man lebe sichtlich von Gnaden des »assimilierten Fachmanns Reinhardt«, und »Preßburg siegt noch immer über Kalksburg«. (Stand nicht auch so etwas schon in der Fackel?) Aber ob Preßburg über Kalksburg oder über Salzburg siegt, ist schließlich gehupft wie gesprungen. Jedenfalls merkt man, daß etwas in der Luft liegt, wenn sogar schon der l. u. wieder den Stachel löckt. (Sonderbares Wort, auch leckt, bedeutet aber: ausschlägt.)

Das ist aber ja wahr!

Nicht immer findet man in Zeitungen Sätze, die absolut den Nagel auf den Kopf treffen, und es ist erfreulich, daß die abendlichen Korybanten um Lettlands größten Sohn auch noch (oder schon) etwas Atem für einen andern Kulturfaktor aufbringen. Zur Burgtheaterkanditatur des Herrn Karlheinz Martin (warum nicht?) erschienen Charakteristiken, die mich, der für deutsche Eichen im Blätterwald ein Faible hat, geradezu anheimeln mußten:

» — Karlheinz Martin genießt als Künstler wie als Mensch unser aller Vertrauen. Eine wirklich und grundsätzlich aufrechte Natur, hat seine gewinnende und oft kindlich offene Art die gesamte deutsche Schauspielerschaft zu seinem Freundeskreis gemacht, obwohl oder vielleicht weil er in entscheidenden Augenblicken unbeugsam auf dem Recht seiner Überzeugung besteht. — — Man kann sich also vorstellen, welche Bombe da geplatzt ist, als der immer unverdrossene und niemals vor einer Wahrheit zurückweichende Karlheinz Martin das große Wort aussprach, er wäre für diesen Posten, oder in seinem Sinne gesagt, für diese Arbeit zu haben. — —«

»— — eine starke Hand, ein Mann von ungemeiner Terrainkundigkeit im ganzen Bereich des Theaters, ein Mitwisser der Geheimnisse des Schauspielertums — — ein kräftiger Führer, ein Beherrscher des Theaters in allen seinen Kreuz- und Quergängen, vom Lesen des Manuskripts bis zur letzten Schattierung der vollendeten Vorstellung.

Und bis zum Prozeß.

Einer, dem nix g'schehn kann

weil er sich dauernd in der bekannten Gasse des Dilemmas aufhält, und der gleichwohl in Berlin eine Nummer ist, mit einem Wort der Willy Haas (nicht zu verwechseln mit Dolly), spielt sich dortselbst, obzwar ein verhältnismäßig junger Prager, als alten Wiener auf, der noch starke Burgtheatereindrücke gehabt hat. Er schrieb über eine Vorstellung von Anzengrubers »Viertem Gebot«, von der Herr Karlheinz Martin kürzlich in Wien erzählt hat, die Berliner hätten »gelacht und geweint« (während die Wiener, die dabei waren, geweint und gelacht haben). Willy, der Erinnerungen hat, will die größten Wiener Schauspieler in Anzengruberrollen gesehen haben. Der Name Anzengruber sei für ihn eine Kainz-Erinnerung;

ich höre noch

seine helle, scharfe Stimme als Dusterer:

Mir kann nix g'schehn!

Nun hat Kainz zwar den Dusterer im »G'wissenswurm« gespielt, aber der Dusterer sagt nichts dergleichen, was ja auch ein Stuß wäre, vielmehr sagt bekanntlich der Steinklopferhans in den »Kreuzelschreibern«: I kann dir nix g'schehn«, den aber Kainz nicht gespielt hat. Sonst stimmt alles. Diese Umstände sind aber freilich schon so lange her, daß ein alter Wiener schon einer Sinnestäuschung erliegen kann. Vielleicht vermag er, wenn er sich zusammennimmt, zu präzisieren, was er eigentlich »noch hört«. Die Entscheidung ist am Ende nicht so schwer wie die zwischen dem Kerr und mir, an der er noch immer laboriert. Er wird aber wohl nicht, da er sich auch mit diesem Problem wie immerdar in einem Dilemma befindet, das man außerhalb der literarischen Welt als jene Gasse bezeichnet, in der man Kritik macht.

An die Redaktion
der Zeitschrift »Das Ziel«,
Berlin-Reinickendorf-Ost.

Sehr geehrte Herren!

Sie senden uns ein Heft Ihrer Zeitschrift zu, Organs der »Gruppe revolutionärer Pazifisten«, mit einem Erlagschein, also mit der Aufforderung, zu abonnieren, und überdies mit dem Er-

Einer, dem nix g'schehn kann

weil er sich dauernd in der bekannten Gasse des Dilemmas aufhält, und der gleichwohl in Berlin eine Nummer ist, mit einem Wort der Willy Haas (nicht zu verwechseln mit Dolly), spielt sich dortselbst, obzwar ein verhältnismäßig junger Prager, als alten Wiener auf, der noch starke Burgtheatereindrücke gehabt hat. Er schrieb über eine Vorstellung von Anzengrubers »Viertem Gebot«, von der Herr Karlheinz Martin kürzlich in Wien erzählt hat, die Berliner hätten »gelacht und geweint« (während die Wiener, die dabei waren, geweint und gelacht haben). Willy, der Erinnerungen hat, will die größten Wiener Schauspieler in Anzengruberrollen gesehen haben. Der Name Anzengruber sei für ihn »eine Kainz-Erinnerung;

ich höre noch

seine helle, scharfe Stimme als Dusterer:

Mir kann nix g'schehn!«

Nun hat Kainz zwar den Dusterer im »G'wissenswurm« gespielt, aber der Dusterer sagt nichts dergleichen, was ja auch ein Stuß wäre, vielmehr sagt bekanntlich der Steinklopferhans in den »Kreuzelschreibern«: »'s kann d'r nix g'schehn!« den aber Kainz nicht gespielt hat. Sonst stimmt alles. Diese Umstände sind aber freilich schon so lange her, daß ein alter Wiener schon einer Sinnestäuschung erliegen kann. Vielleicht vermag er, wenn er sich zusammennimmt, zu präzisieren, was er eigentlich »noch hört«. Die Entscheidung ist am Ende nicht so schwer wie die zwischen dem Kerr und mir, an der er noch immer laboriert. Er wird aber wohl nicht, da er sich auch mit diesem Problem wie immerdar in einem Dilemma befindet, das man außerhalb der literarischen Welt als jene Gasse bezeichnet, in der man Kritik macht.

---

14. September 1931

An die Redaktion
der Zeitschrift »Das Ziel«,
Berlin-Reinickendorf-Ost.

Sehr geehrte Herren!

Sie senden uns ein Heft Ihrer Zeitschrift zu, Organs der »Gruppe revolutionärer Pazifisten«, mit einem Erlagschein, also mit der Aufforderung, zu abonnieren, und überdies mit dem Er-

wie ‚Weltbühne' [Tucholsky] und ‚Welt am Morgen' [Doktor Frosch] auch das ‚Berliner Tageblatt' angeführt [Theodor Wolff, Alfred Kerr] und die ‚Fackel' [Karl Kraus]. Sollten Sie die Absicht haben, diese Empfehlung zu wiederholen, so möchten wir Sie wenigstens bitten, die Bezeichnung des politischen Charakters, die Sie jeder dieser Zeitungen und Zeitschriften in Klammern anfügen, für die unsrige ändern zu wollen. Während Sie bei der ‚Welt am Montag, einen Spielraum von (radikal-demokratisch bis linkssozialistisch) und bei der ‚Weltbühne' von (radikal-demokratisch bis unabhängig-kommunistisch) anerkennen und dem ‚Berliner Tageblatt' wieder, trotz dem Besuch des Herrn Theodor Wolff bei Mussolini, das eindeutige Epitheton (demokratisch) angedeihen lassen, haben Sie sich entschlossen, die Richtung der Fackel schlechthin als (apokalyptisch) zu bezeichnen. Wir würden Sie nun, da eine solche Festlegung des Parteistandpunktes der Fackel in deutschen Leserkreisen, denen Sie sie ja zugänglich machen wollen, eher abschreckend oder doch entmutigend wirken könnte und die Tendenz unserer Zeitschrift es an Übersichtlichkeit gewiß nicht mit der des Berliner Tageblatts aufzunehmen vermag, dringend ersuchen, auch uns gleich der ‚Weltbühne' und der ‚Welt am Montag' eine gewisse Spannweite der Betätigung einzuräumen, und Ihnen vorschlagen, etwa das Kennzeichen (apokalyptisch bis satirisch) zu wählen. Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß Sie die Fackel auch weiterhin noch für so lesenswert halten wie das ‚Berliner Tageblatt und die genannten anderen Zeitungen und Zeitschriften.

Mit ~~dem Ausdruck der~~ vorzüglichen Hochachtung

wie ‚Weltbühne' [Tucholsky] und ‚Welt am Morgen' [Doktor Frosch] auch das ‚Berliner Tageblatt' angeführt [Theodor Wolff, Alfred Kerr] und die ‚Fackel' [Karl Kraus]. Sollten Sie die Absicht haben, diese Empfehlung zu wiederholen, so möchten wir Sie wenigstens bitten, die Bezeichnung des politischen Charakters, die Sie jeder dieser Zeitungen und Zeitschriften in Klammern anfügen, für die unsrige ändern zu wollen. Während Sie bei der ‚Welt am Montag, einen Spielraum von (radikal-demokratisch bis linkssozialistisch) und bei der ‚Weltbühne' von (radikal-demokratisch bis unabhängig-kommunistisch) anerkennen und dem ‚Berliner Tageblatt' wieder, trotz dem Besuch des Herrn Theodor Wolff bei Mussolini, das eindeutige Epitheton (demokratisch) angedeihen lassen, haben Sie sich entschlossen, die Richtung der Fackel schlechthin als (apokalyptisch) zu bezeichnen. Wir würden Sie nun, da eine solche Festlegung des Parteistandpunktes der Fackel in deutschen Leserkreisen, denen Sie sie ja zugänglich machen wollen, eher abschreckend oder doch entmutigend wirken könnte und die Tendenz unserer Zeitschrift es an Übersichtlichkeit gewiß nicht mit der des Berliner Tageblatts aufzunehmen vermag, dringend ersuchen, auch uns gleich der ‚Weltbühne' und der ‚Welt am Montag' eine gewisse Spannweite der Betätigung einzuräumen, und Ihnen vorschlagen, etwa das Kennzeichen (apokalyptisch bis satirisch) zu wählen. Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß Sie die Fackel auch weiterhin noch für so lesenswert halten wie das ‚Berliner Tageblatt und die genannten anderen Zeitungen und Zeitschriften.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

Der zerbrochene Krug

Deutsche Gesandtschaft
Prag

Prag, 7. September 1931

Sehr geehrter Herr Karl Kraus!

Im Augustheft 1931 Ihrer Zeitschrift befindet sich auf S. 71 im Zusammenhang mit Toscanini eine Bemerkung über die Deutsche Gesandtschaft in Prag. Es heißt darin: ».... Kein Leitartikel, wie er doch vorrätig ist, wenn in Prag ein deutscher Tonfilm bedroht wird und die Deutsche Gesandtschaft die Vorstellung zu verbreiten wünscht, es sei ihr eine Fensterscheibe eingeschlagen worden« . . . Diese Formulierung ist geeignet, den Eindruck zu erwecken, als ob 1.) der Deutschen Gesandtschaft gar keine Fensterscheibe eingeschlagen worden wäre, 2.) die Deutsche Gesandtschaft jedoch trotzdem ein Interesse an der Annahme hätte, es wäre ihr eine eingeschlagen worden. Als Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft in Prag darf ich mir erlauben, ergebenst Ihre Auffassung richtig zu stellen: Zunächst: Im Zusammenhang mit den im Herbst 1930 stattgefundenen Prager Demonstrationen gegen deutsche Tonfilme ist weder jemals das Gebäude der Deutschen Gesandtschaft beschädigt worden, noch ist von irgendeiner Stelle oder Zeitung eine derartige Nachricht verbreitet worden. Sodann: Ihre Bemerkung dürfte wohl an den Vorfall vom 19. März d. J. anknüpfen. An diesem Tage 10 Uhr abends sind von unbekannten Tätern sieben Fensterscheiben des Gebäudes der Deutschen Gesandtschaft eingeschlagen worden. Dieser Vorfall ist naturgemäß von den Nachrichtenbüros gemeldet und in den Zeitungen (deutschen wie tschechischen) veröffentlicht worden. Das tschechoslowakische Außenministerium hat sogleich am nächsten Tage dem Deutschen Geschäftsträger in loyalster Weise das Bedauern ausgesprochen und die Untersuchung des Vorfalls sowie die Verfolgung der Täter in Aussicht gestellt. Das Gesandtschaftsgebäude steht seither übrigens unter polizeilicher Bewachung. Die in Ihrer Notiz enthaltene Wendung gibt ein unzutreffendes Bild des wahren Sachverhalts. Dies ist offenbar darin begründet, daß Sie diesen Sachverhalt wohl erst aus zweiter Hand erfahren konnten. Die eingeschlagenen Fensterscheiben waren durchaus keine »Vorstellung«, sondern sie wurden am nächsten Morgen von dem seitens der tschechoslowakischen Behörden hierzu bestellten Glasermeister durch neue ersetzt.

Hochachtungsvoll
Johannes Urzidil.

~~Wien~~ Ende September

An die

Deutsche Gesandtschaft in Prag

Wir möchten Ihre Aufmerksamkeit auf den folgenden Vorfall lenken, der sich möglicherweise als unbefugte Verwendung Ihres amtlichen Briefpapieres herausstellt. Auf einem mit dem Aufdruck »Deutsche Gesandtschaft Prag« versehenen Formular erhielt der Herausgeber der Fackel eine Zuschrift mit dem Datum des 7. September 1931, in der sich ein Herr Johannes Urzidil darauf beruft, daß er Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft in Prag sei. In dieser Eigenschaft unternimmt er den Versuch, eine nach seiner Ansicht irrige Auffassung richtigzustellen, die er in der Bemerkung der letzten Fackel (S. 71) findet, daß in der deutschen Presse ein Leitartikel vorrätig sei, »wenn in Prag ein deutscher Tonfilm bedroht wird und die Deutsche Gesandtschaft die Vorstellung zu verbreiten wünscht, es sei ihr eine Fensterscheibe eingeschlagen worden«. Herr Urzidil meint, diese Formulierung sei »geeignet, den Eindruck zu erwecken, als ob 1.) der Deutschen Gesandtschaft gar keine Fensterscheibe eingeschlagen worden wäre, 2.) die Deutsche Gesandtschaft jedoch trotzdem ein Interesse an der Annahme hätte, es wäre ihr eine Fensterscheibe eingeschlagen worden«. Herr Urzidil, der zu dieser seiner Interpretation ausdrücklich »als Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft in Prag« das Wort ergreift, konstatiert »zunächst«: daß »im Zusammenhang« mit den Tonfilmdemonstrationen »weder jemals das Gebäude der Deutschen Gesandtschaft beschädigt«, nämlich ihr eine Fensterscheibe eingeschlagen worden ist, noch sei »von irgend einer Stelle oder Zeitung eine derartige Nachricht verbreitet worden«. Vorausgesetzt, daß Herr Urzidil, dessen Name ja vorweg Zweifel an der Verbindung mit einer deutschen Gesandtschaft wecken könnte, tatsächlich berufen ist, in deren Namen irgendetwas richtig zu stellen, wäre — nach der generellen Frage, was er eigentlich will — dazu das Folgende zu sagen. Zunächst: daß die Formulierung, die Deutsche Gesandtschaft wünsche jene Vorstellung zu verbreiten 1.) im Gegenteil eher geeignet ist, den Eindruck

Erfahrungen im Umgang mit der Presse den Wunsch ableitet, in eben deren Rayon und also in den Umkreis seiner Wachsamkeit die Fackel einzubeziehen, auf die Art, daß er durch die Ansprache »Sehr geehrter Herr Karl Kraus!« eine literarische Intimität, deren Vorstellung er offenbar bei seiner Behörde zu verbreiten wünscht, für den internen Zweck nutzbar macht. Was Herr Urzidil sich und seiner Behörde sonst vorgestellt haben mag und ob er wirklich der Meinung war, auf die Fackel annähernd den Eindruck zu erzielen, dessen er gegenüber seinen Vorgesetzten sicher sein konnte, als er sich erbötig machte, die Sache in Ordnung zu bringen, darüber sind wir nicht einmal aus zweiter Hand informiert; es entzieht sich ganz so naturgemäß unserer Kenntnis, wie die deutsche Welt aus Prag Kunde bekommt, sooft eine Fensterscheibe eingeschlagen wird. Herr Urzidil ist, soweit wir uns selbst überzeugen konnten, ein Prager Literat, dessen teils tschechische, teils nichtdeutsche Abkunft, von der wir nur aus zweiter Hand wissen, die Opfer, die er für die Sache des Deutschtums bringt — wenn schon nicht durch sein Schaffen, so durch seine Gesinnung — beträchtlich erscheinen läßt. Der Wagemut, mit dem er nicht nur allen nationalen Anfeindungen trotzt, sondern sich mit dieser Haltung auch noch in das satirische Blickfeld der Fackel begibt, ist hoch anzuschlagen; er grenzt an Unbesonnenheit. Der Erfolg für die Deutsche Gesandtschaft in Prag, in deren Namen er auftritt, besteht nicht so sehr darin, daß, wie bis zum Endsieg täglich vom Wolffbüro gemeldet war, eine Vorstellung genommen wurde, sondern daß sie, wie es niemals zugab, in geradezu vorbildlicher Weise befestigt erscheint.